EISBIBLIOTHEK
GENSBURG
Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der genäschige Martin.

Erzählungen
für
Kinder
zur
Erweckung eines feineren moralischen Gefühls
und
zur Bildung milderer Sitten.

Von
D. Johann Heinrich Meynier.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei Friedrich Campe
1817.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Vorrede.

Mein Zweck bei der Herausgabe dieses Werkchens ging vorzüglich dahin, die erste Leseluſt der Kinder zur Tilgung ihrer Fehler, zur Verfeinerung ihrer Sitten und zur Bildung ihres Herzens zu benutzen; ihnen einen Spiegel vorzuhalten, damit sie sich erkennen und bei Erblickung ihrer Blöße für zartere Gefühle empfänglicher werden möchten.

Ich dachte mir Leser und Leserinnen von ungefähr zehn Jahren, obgleich mein Vortrag auch für jüngere verständlich, und der Inhalt für ältere nicht ohne Interesse seyn wird.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß wir Jugendschriften gleicher Art schon in ziemlicher Menge besitzen. Vieles unter denselben ist aber ungenieß-

bar, vieles mag nicht zum zweitenmal geleſen wer-den. Vielleicht hat auch ein Schriftſteller, der, wie ich, ſelbſt Vater und Lehrer ſeiner Kinder iſt, einen Vorzug vor andern, welche dieſes Glück nicht beſitzen. Es entdecken ſich ihm in dem Charakter der Kinder mancherlei kleine Nuancen, die für fremde Augen verloren gehen; er malt daher in ſeinen Schilderungen nach der Natur, indeß andere bloß ihrer Fantaſie folgen. Er weiß überdieß mehr in dem Geiſte der Kinder zu ſprechen, und ſich da-durch leichter Gehör bei ihnen zu verſchaffen.

Wird aber auch nur bei einem Theil meiner Leſer die bezielte moraliſche Beſſerung erreicht, wird auch nur ein Theil derſelben folgſamer, genügſamer, mitleidiger, reinlicher, fleißiger, ſo bin ich für mei-ne Arbeit ſchon zur Genüge belohnt.

Geſchrieben den 5. März

1817.

Der Verfaſſer.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt.

	Seite
Das schmuzige Malchen	1
Friederike	4
Anton der Schwimmer	10
Ernestine	13
Emma, eine Feengeschichte	17
Die Klätscherin	32
Die kleine Heuchlerin	35
Der Obstdieb	39

	Seite
Franz Schöpfer	42
Amalie die Kinderwärterin	46
Frizens Schlafstündchen	50
Mathilde, die Thierquälerin	53
Paul Schikedanz	56
Lottchen, die niemals fertig wird	62
Der Feuerlärm	68
Theodor, der allzuschwere Lasten hebt	72
Wilhelm	74
Schwesterliebe	79
Der ungerathene Schüler	87
Fritz, der Langschläfer	96
Fränzchen	105
Erich, der sich nicht warnen läßt	109
Die Lauscherin an der Thür	112

Seite

Der genäschige Martin = = = = = 118

Christinchen = = = = = = 125

Die Fensterscheiben = = = = = = 128

Die Speisekammer = = = = = = 131

Valentin = = = = = = = 135

Tobias = = = = = = = 139

Der Schüler, mit dem alle seine Lehrer zufrieden sind = 142

Morgenstern und Abendstern, eine Feengeschichte = = 148

Die mitleidigen Geschwister = = = = = 160

Die Stiefmutter = = = = = = 164

Die Stubenthür = = = = = = 170

Der Lärmer = = = = = = = 172

Klärchen, die Spielerin = = = = = 179

Der lehrbegierige Siegmund = = = = = 189

Oswald, oder die Gefahren der Sucht zur Neckerei = 192

	Seite
Balsamine, oder die Schöne mit den grünen Augen	201
Der Pudel	214
Der Alte mit dem Schubkarren	220
Der schlechte Schriftsteller	226.

J. Voltz del.

J. Stephanowitz grav.

Das schmuzige Malchen.

Das schmuzige Malchen.

Malchen war ein gutes Kind, sie hatte aber den häßlichen Fehler der Unreinlichkeit an sich. Ihre Wäsche, ihre Kleidung, war beständig mit Flecken bedekt. Jedes weiße Kleid, das sie des Morgens anthat, war des Abends schon unkenntlich. Ihre Halstücher waren braun, grau und grün marmorirt von dem Kaffee, der Suppe und dem Gemüse, das sie den Tag über genossen hatte; ihre Schürze und Röcke sahen hinten und an den Knien, wo sie damit auf dem Boden aufgesessen war, ganz abscheulich aus.

Oft machte ihr die Mutter deswegen liebreiche Vorstellungen; oft ließ sie sie hart genug an, aber alles war fruchtlos. Malchen weinte und betheuerte, sie könne sich nicht besser in Acht nehmen.

Und warum können das andere Kinder von deinem Alter? erwiederte die Mutter. Warum sieht man nie Schmuzflecken an Rickchens, oder Amaliens Kleid? Ich erkläre dir ein für allemal, daß ich des ewigen Waschens

müde bin. Jeden weißen Anzug mußt du künftig wenigstens dreimal tragen, und wenn du ihn nicht rein erhälst, so trägst du ihn schmuzig.

Malchen hörte die Mutter an, und wurde nicht besser. Die Mutter aber hielt ihr Wort und gab Malchens weiße Kleider nicht eher wieder zur Wäsche, als bis sie dreimal getragen waren.

Unter solchen Umständen kam einst unvermuthet eine Einladung zu einem Kinderkonzert, bei welchem Malchen im Chor zu singen hatte. Dem ersten Plan nach sollte dieses Konzert später gehalten werden; es wurde aber um acht Tage vorgerückt, weil der Vater der Hauptsängerin verreisete, und man ihm doch vorher das Vergnügen verschaffen wollte, seine Tochter mit ihrer Bravour-Arie auftreten zu sehen.

Malchen war leichtsinnig genug, an ihren Anzug gar nicht zu denken; als aber die Stunde zur Toilette erschien, und die Mutter ihr ein schmutziges weißmusselinenes Kleid hinlegte, da fingen Malchens Thränen an zu fließen. Was! schrie sie, in einem altgewaschenen Kleid soll ich bei dem Konzert auftreten, und mich von allen Menschen deswegen ansehen lassen? Nein, lieber bleibe ich ganz zu Hause. Ach du mein Himmel, ein schmuziges Kleid in einer großen Gesellschaft, vor der ich singen

soll! Ist denn auch das andere nicht gewaschen? geben Sie mir doch das andere!

Es ist noch schmuziger als dieses, antwortete die Mutter ganz kalt, und beide hast du sie nur ein einziges mal an dem Leibe gehabt. Jedes muß noch zweimal getragen werden, eher kommt keines in die Wäsche.

Ach nur heute, nur heute nicht, schluchzte Malchen. Ich muß ja vor Scham und Schande sterben!

Du sagtest ja, du wolltest lieber ganz zu Haus bleiben. Bleibe, ich bin es zufrieden.

Malchen weinte still und antwortete nichts.

Einen einzigen Ausweg habe ich dir vorzuschlagen, fuhr die Mutter fort, du kannst dein kattunenes Kleid anziehen.

Ach, ich soll ja aber singen, und alle Sängerinnen sind weiß gekleidet!

Das ist mir sehr leid, auf eine andere Art aber ist für heute nicht zu helfen; entweder bleibst du ganz zu Hause, oder du entschließest dich zu dem weißen abgeschmuzten Kleide oder zu dem kattunenen.

Nach einem langen Kampf erklärte sich endlich Malchen doch für das leztere.

In dem Konzert fragten alle ihre Gespielinnen, warum sie denn nicht in einem weißen Anzug erschienen

sei? und jede neue Frage war ein Dolchstich in ihr Herz, denn sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

Von jener Zeit an faßte Malchen einen doppelten Vorsaz, bei welchem sie nie wieder in Verlegenheit kommen konnte: Erstlich ihre Kleidung äusserst reinlich zu halten, und dann wenn ihr dessen ungeachtet vor der Zeit ein Unglück damit begegnen sollte, sie selbst waschen und bügeln zu lernen.

Friederike.

Friederike war die einzige Tochter wohlhabender Aeltern. Beide liebten sie mit der innigsten Zärtlichkeit, und glaubten ihr keine stärkeren Beweise ihrer Liebe geben zu können, als wenn sie die leisesten Wünsche ihres Herzens erfüllten.

Alles was Friederike begehrte, wurde ihr gewährt: die feinste Wäsche, die schönsten Kleider, das kostbarste Geschmeide, zeichneten sie vor allen ihren Gespielinnen aus. In ihrer Kommode sah man in Ueberfluß Halstücher aller Art, Shawls, Bänder, Schleier, Hauben und anderes Kopfzeug; ihr Schmukkästchen aber strozte von

goldenen Ringen, goldenen Ketten, Hals- und Armbändern von guten Perlen, Vorsteknadeln aller Art, Kämmen vom feinsten Schildkrot ꝛc. Alle ihre Freundinnen, selbst Töchter noch reicherer und angesehener Aeltern, wurden durch Friederikens Toilette verdunkelt.

Bald aber entstand für sie aus ihrem Ueberfluß ein großes Uebel; sie gewöhnte sich, die Menschen nach ihrem Anzuge zu schätzen, und da sie zierlicher gekleidet war als andere, so hielt sie sich in kurzem für ein Wesen besserer Art, und blickte stolz auf alle ihre Umgebungen herab. Anstatt sich ungezwungen der jugendlichen Fröhlichkeit zu überlassen, und scherzend, wie andere, unter ihren Gespielinnen umher zu hüpfen, nahm sie ein steifes, feierliches und vornehmes Wesen an, das alle Freundinnen von ihr verscheuchte. Ihre ehemaligen Bekannten zogen sich deswegen nach und nach von ihr zurück; sie suchte sich an erwachsene Personen anzuschließen; diese aber warfen scheele Blike auf sie, weil sie nicht in Gesellschaften paßte, wo eine Menge Dinge zur Sprache kamen, die vor einem dreizehnjährigen Mädchen nicht abgehandelt werden konnten.

Seltsam genug, sagte Friederike, die anfing über sich selbst nachzudenken, ich verdunkle alle Andere durch meinen Anzug, und jung und alt läßt mich stehen! Man lobt einen Augenblick meine neuen Ohrgehänge, mein

neues Kleid, meinen Fächer; wer lobt denn aber meine Person, mein Betragen? Ach niemand! Mitten unter dem größten Menschengedränge, auf Bällen und Redouten, bin ich Arme allein. Diese Gedanken machten sie am Ende ganz schwermüthig.

Einst, da sie in einer Gesellschaft einsam und freudenlos neben ihrer Mutter saß, trat Sophie Gotthold in das Zimmer. Sie machte erst der Frau vom Hause, dann der ganzen Gesellschaft ein bescheidenes Kompliment, und ihr Gruß wurde freundlich von jedermann erwiedert; viele Hände strekten sich nach ihr aus, die liebevoll die ihrige drückten. Sophie beantwortete alle Fragen, welche an sie gethan wurden, ehrerbietig und sittsam, und sobald sie nichts mehr zu sagen hatte, zog sie sich in die Gesellschaft ihr jungen Freundinnen zurück, die sich alle ihrer Ankunft freuten und sie sogleich zu ihren Spielen zogen.

Kaum hatte sie sich entfernt, so ertönte jeder Mund von Sophiens Lob. Ihre Sittsamkeit, ihre Bescheidenheit, ihr Frohsinn, ihr anspruchloses Wesen, die Herzlichkeit mit der sie sich ausdrückte, besonders aber ihre Gefälligkeit und Dienstfertigkeit gegen jedermann wurde allgemein gerühmt, und hundert Beispiele wurden zum Beweis ihrer schönen Eigenschaften angeführt. Wenn Sophie sich in Gesellschaft befand, so schien sie nicht mehr an sich, sondern nur an andere zu denken; sie war der Hausfrau,

wenn die Geschäfte sich drängten, wie eine Tochter vom Hause behülflich; sie präsentirte Thee, Kaffee, Kuchen, war aufmerksam auf alles was bei Tische fehlte, und holte es herbei, und das alles geschah mit einer Freundlichkeit, einer Unverdrossenheit, die ihr alle Herzen gewann. Erst dann wenn sie glaubte, daß man ihres Beistandes nicht mehr bedurfte, suchte sie ihre Gespielinnen auf, welche sie stets mit Ungeduld erwarteten, weil sie sich ganz nach ihnen richtete, sich von keinem Spiel ausschloß, ihnen nachgab, nie ihren eigenen Sinn durchzusetzen suchte, nie trozte, sondern vielmehr durch ihre natürliche, aber stille Fröhlichkeit die Freude der andern um vieles vermehrte.

Wurde Musik oder Gesang in Vorschlag gebracht, und Sophie wurde aufgefordert, sich hören zu lassen, so that sie nie spröde, machte nie Einwendungen, ließ sich nie lange bitten. Sie spielte und sang was man verlangte, so gut sie es konnte; da sie aber ihre Talente mit großem Fleiß ausbildete, so ging alles gut. Forderte man indessen etwas, das sie noch nicht einstudirt hatte, so gestand sie es freimüthig, und jedermann glaubte ihr, weil man wußte, daß sie nicht auf langes Zureden rechnete. Sie entschädigte jedoch die Gesellschaft dafür auf eine andere Art, nie aber ließ sie ihren Zuhörern Zeit

zu ermüden, sondern zog sich zurück, sobald man kein dringendes Verlangen mehr äußerte, sie länger zu hören.

Auf solche Art trug Sophie nicht wenig zur Verschönerung aller häuslichen und gesellschaftlichen Freuden bei. Sie spielte und sang nicht um sich Lob und Beifall zu erwerben, sondern um lieben Freunden Vergnügen zu verschaffen.

Ganz anders war es aber mit Friederiken, die noch größere Talente zur Musik hatte als Sophie; sie spielte nur mit Wohlgefallen bei öffentlichen Konzerten, wo sie hoffte Aufsehen zu erregen und zu glänzen. Jedesmal aber mußte sie das errungene Lob durch manchen bittern Tadel erkaufen, und selbst das Stillschweigen derer, die nicht tadelten, war kränkend und demüthigend für sie.

Auf solche Art war für Friederiken keine ihrer Freuden ungetrübt; alle Mittel zu gefallen, die sie anwendete, blieben fruchtlos; jedermann zog die Gesellschaft der anspruchlosen Sophie der ihrigen weit vor.

Zum Glück kam Friederike endlich zur Erkenntniß. In einsamen Stunden des Nachdenkens verglich sie ihr Benehmen mit Sophiens Betragen und entdeckte bald die Ursache des allgemeinen Vorzugs, welcher diesem musterhaften Mädchen gegeben wurde. Also mehr für andere als für sich, sagte sie bei sich selbst, muß man in der Welt leben, wenn man geliebt und ge-

schäzt werden will. Schöne Kleider scheinen mehr Neid und Mißgunst als Zuneigung zu erwecken. Habe ich nicht schon mit eigenen Ohren gehört, daß man sagte, ich sei über meinen Stand gekleidet, und ein solcher Anzug gehörte mir nicht? Hat man nicht mich und meine Mutter hundertmal einer übertriebenen Eitelkeit beschuldigt? Rühmt man nicht im Gegentheil unermüdet Sophiens kunstlose und einfache Kleidung? Weg also mit aller eiteln Pracht! Mein Schmuck soll künftig Herzensgüte, liebreiche Annäherung an meine Freundinnen, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit seyn. Auch meine Saiten sollen nur für Freundesohr ertönen; und Gegenliebe, Zutrauen und Achtung werden dafür meine Belohnung seyn.

Friederike blieb ihrem Vorsatz getreu. Sie erschien von nun an reinlich und geschmackvoll, aber nicht prächtig gekleidet; sie wurde herzlicher, zutraulicher, anschmiegender; verlangte nicht mehr, daß andere sich nach ihr richten sollten, sondern bequemte sich nach ihnen, und so gelang es ihr, ein ehemaliges freudenloses Leben zu verschönern und einen ansehnlichen Kreis liebevoller Freundinnen um sich zu versammeln, die ihr nie wieder untreu wurden.

Anton der Schwimmer.

Anton, kaum eilf Jahr alt, war schon einer der geschicktesten Schwimmer. Herr Normann, sein Vater, hatte ihm diese nützliche Kunst, wodurch schon manches Menschenleben gerettet wurde, frühzeitig lehren lassen. Anton war beherzt; er machte schnelle Fortschritte, lernte, ehe der erste Sommer verging, nicht nur auf die gewöhnliche Art, sondern auch auf dem Rücken schwimmen, untertauchen, Wasser treten und was dergleichen Künste mehr sind. Immer aber warnte ihn der Vater, nicht unbedachtsam an unbekannten Stellen in das Wasser zu springen, weil öfters sich alte Pfähle oder Steine unter der Oberfläche befinden; auch verbot er ihm bestimmt, sich an gefährliche Orte bei Mühlen und Wasserrädern zu wagen; oder sich allein zu baden.

Das letzte Gebot hielt Anton gewissenhaft; nie ging er allein an die Badestelle; er war immer von einigen Freunden begleitet, auf deren Beistand er im Nothfall rechnen konnte. Desto weniger aber vermochte er der Macht böser Beispiele zu widerstehen.

Unweit von dem Badeplaz war ein Wasserrad, womit die Wiesen gewässert wurden. Antons Freunde stie-

gen auf das Gebälke, worauf es ruhete, und sprangen von da in das Wasser, das an solchen Orten außerordentlich tief und reissend ist. Sie forderten Anton auf, es ihnen nachzumachen, und uneingedenk der väterlichen Warnung ließ er sich endlich verführen.

Der Sprung gelang ihm und allen andern, den ersten, den zweiten, den dritten Tag, den ganzen Monath, den halben Sommer hindurch. Er und alle seine Freunde waren jezt überzeugt, daß an solchen Rädern nicht die geringste Gefahr zu besorgen sey.

Aber was geschah? Durch den glücklichen Erfolg ihres Wagestücks wurden sie immer verwegener, nahmen sich immer weniger in Acht. Am Ende unternahm es sogar ein junger Wagehals, unter dem Rad selbst wegzuschwimmen. War ja doch ein Pudel, den der Zug des Wassers oberhalb des Rades ergriffen hatte, glüklich durchgekommen; warum sollte es einem geschickteren Schwimmer nicht eben so gut gelingen? Friz Felsengrab war es, der muthig den ersten Versuch machte, welcher so glücklich ausfiel, daß sogleich auch von einigen andern das gefährliche Abentheuer bestanden wurde.

Alle kamen glücklich durch; ach, aber Anton, der bedaurungswürdige Anton, wurde von dem Rade ergriffen und mit dem Bein so an einen Balken gedrükt, daß es zerknickte wie dürres Holz.

Hülfe, Hülfe schrie er, als er wieder über das Wasser kam, Hülfe ihr Freunde, ich sinke.

Wirklich war er durch Schrecken und Schmerz so gelähmt und aller Geistesgegenwart beraubt worden, daß er gewiß würde ertrunken seyn, wenn seine Freunde nicht schleunig herbei geeilt wären und ihn gerettet hätten.

Die Schreckenspost wurde sogleich Antons Aeltern hinterbracht, welche die Hände rangen, und seinen Ungehorsam dem Himmel klagten. Zwei Männer wurden abgeordnet, die auf einer Bahre den unglücklichen Knaben, der gräßliche Schmerzen dabei zu leiden hatte, unter einem großen Zulauf von Menschen nach Hause trugen.

Als aber der Wundarzt erschien, um dem Bruch einzurichten, da wurden Antons Leiden noch größer. Sechs Wochen mußte er unverrükt auf einer Stelle liegen bleiben; und weil der Druck des Rades das Bein ganz zersplitcert hatte, mußte es am Ende nochmals aufgeschnitten werden, und die ganze Kur fiel so unglücklich aus, daß der Bedaurungswürdige lebenslänglich hinkte.

Freunde, sprach in der Folge der arme Verunglückte zu allen die sich badeten, nehmt an mir ein Beispiel, und laßt euch durch eure Geschicklichkeit im Schwimmen nicht zu tollkühnen Wagestücken verleiten!

Ernestine.

Ernestine von Buttstädt war kaum dreizehn Jahre alt, aber schon führte sie im Hause ein strengeres Kommando als die Mutter. Nichts konnte ihr das Gesinde ganz nach ihrem Sinne machen, bald war ihr dieß, bald das nicht recht; sie verlangte, daß die Magd auf ihren ersten Wink bereit seyn sollte, und wenn sie sich mit einer dringenden Arbeit entschuldigte, so wurde ihr von Ernestinen in den härtesten — oft in den unschicklichsten Ausdrücken — der Kopf gewaschen. Sie hatte zu diesem Behuf den Gärtnerweibern auf dem Markte gewisse Kraftworte abgelernt, mit welchen sie äußerst freigebig um sich warf.

Die Folge von einem so unartigen Benehmen war, daß ihr bald die Magd in eben demselben Tone antwortete und allen Respekt verlor. Das Gesinde redet immer wie die Herrschaft: Begegnet man ihm gütig ohne Vertraulichkeit, so ist es höflich und ehrerbietig; beleidigt man aber dasselbe und sucht es zu demüthigen, so wird es grob und unverschämt, nachläßig in seinem Dienste und öfters untreu.

Ernestine wurde das wohl gewahr; ihre sanfte und verständige Mutter hatte sie öfters darauf aufmerksam gemacht, allein sie besserte sich nicht.

Einst kam das Dienstmädchen in Thränen zu ihrer Gebieterin, klagte über Ernestinens harte Behandlung und erklärte, daß sie ungeachtet ihrer Liebe für ihre gute Herrschaft aus dem Dienst gehen müßte, wenn das Fräulein ihr nicht besser begegnete.

Die Mutter erröthete für ihre Tochter; tröstete das Mädchen und versprach ihr, daß es anders werden würde. Ich spreche Euch vor der Hand von aller Verbindlichkeit frei, meiner Tochter aufzuwarten, sagte sie; ich fordere aber auch von Euch, wenn sie sich bessert, daß ihr derselben mit mehr Achtung und Höflichkeit begegnet, als bisher.

Jetzt ließ sie Ernestinen kommen, und erklärte ihr ganz gelassen, daß sie das Dienstmädchen von aller Verbindlichkeit, ihr aufzuwarten, freigesprochen habe, sie müsse sich also entweder eine eigene Person zu ihrem Dienste dingen, oder sich selbst bedienen.

Ja, lieber will ich meine eigene Aufwärterin seyn, antwortete Ernestine bestimmt, als daß ich länger der Gnade einer so unverschämten Kreatur lebe, die ich längst aus dem Hause gejagt haben würde, wenn ich Herr wäre. Da soll ich vielleicht lange bitten und gute Worte austheilen! Nein, nein, ihre Schuldigkeit ist auf den ersten Befehl ihrer Herrschaft bereit zu stehen und alles liegen zu lassen; und wenn sie einen Verweis erhält, ihn gedul-

dig einzustecken, zu schweigen und nicht mit unverschämten Antworten zu widersprechen. Das ist die Schuldigkeit einer Magd.

Die Pflicht der Herrschaft hingegen, sprach Frau von Buttstädt, ist, menschlich und billig gegen das Gesinde zu seyn, ihm gütig zu begegnen, und ihm nicht mehr anzumuthen als es zu leisten vermag. So lange bis du dieß alles lernst, meine Tochter, verdienst du nicht im Hause zu befehlen. Es bleibt also dabei, daß du von heute an, dich durchgehends selbst bedienst. — Ernestine sprach ja.

Im Anfang gab Troz und Starrsinn ihr Muth genug dazu. Sie holte sich selbst vor Tische in der Küche Teller, Löffel, Messer, Gabel; sie reinigte alles nach dem Essen ungeschickt genug; sie besserte so gut sie konnte ihre Kleidung, kehrte ihr Zimmer, puzte ihre Schuhe, wusch ihre Wäsche, machte sich selbst ihr Bett; aber alles auf eine so verkehrte Art, daß man sich des Lachens nicht enthalten konnte. Am sauersten wurde ihr das Aufräumen ihres Anzugs und anderer Dinge, das ihr von der Mutter zur strengsten Pflicht gemacht wurde, denn sie war gewohnt, wenn sie ausging, alles bunt unter einander liegen zu lassen, und nur dem Mädchen in ihrem gewöhnlichen herrischen Ton zuzurufen: daß alles aufgeräumt und an seinem Ort gebracht werde, bis ich wieder komme. Eine andere Pein für sie war die

Nothwendigkeit von nun an alle ihre Gänge selbst zu verrichten, denn da sie bei ihren schmutzigen Geschäften stets einem Aschenbrödel glich, so brauchte sie, so oft sie ausging, über eine Stunde zu ihrer Toilette. Das schlimmste aber war, daß sie bei all ihrer Mühe auch noch das Gespötte und Gelächter ihrer Freundinnen wurde, die ihr Glück zu der erlangten goldenen Unabhängigkeit wünschten.

Nicht vierzehn Tage vergingen, so wurde sie des Lebens satt. Sie kam zu ihrer Mutter, versprach sich zu bessern, und bat demüthig dem Gesinde wieder zu erlauben, sie zu bedienen. Die Mutter machte anfangs einige Schwierigkeiten; endlich aber ließ sie sich doch bereden, auf eine unbestimmte Zeit einen Versuch zu machen, ob Ernestine ihr Wort auch wirklich halten würde?

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Ernestine hatte einsehen lernen, wie beschwerlich der Gesindedienst ist; sie wurde daher billiger und minder herrisch in ihren Forderungen. Sie gab sich Mühe, dem Mädchen höflicher zu begegnen, und von jener Zeit an ward auch sie ehrerbietiger und williger bedient.

Emma.

Eine Feengeschichte.

In dem grauen Alterthume, wo Geister und Feen noch die Welt beherrschten, beschenkte die Fee Bisania das Fräulein Emma mit allen Eigenschaften und Talenten, die für den Schmuck eines jungen Frauenzimmers von Stande gehalten werden. Emma lernte daher beinahe ohne Lehrer, Musik, Gesang, Tanzkunst, Zeichenkunst, Stickerei, und keine ihrer zahlreichen Freundinnen übertraf sie in diesen Fertigkeiten. Auch wurden ihr mit ausserordentlicher Leichtigkeit die vorzüglichsten lebenden Sprachen beigebracht. Schon in ihrem zwölften Jahr sprach sie französisch, englisch, italienisch mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und mit einer Feinheit, einem Wohlklang, daß man glaubte, es sei Musik.

Die Mutter sah mit süßem Wohlgefallen auf ihre Tochter herab, und das Lob, welches Emma allenthalben einerndtete, schmeichelte nicht wenig ihrer mütterlichen Eitelkeit.

Einst aber erschien unvermuthet die wohlthätige Fee in einem mit Schwanen bespannten Wagen, und sprach zu Emmas Mutter: Iselberta, deiner Tochter gebricht

es noch an einer großen und nothwendigen Kunst; ahndest du nicht was ihr fehlt?

Wohlthätiges Wesen, antwortete Iselberta, indem sie sich auf ein Knie vor ihr niederließ, deine Güte hat meine Emma mit Fertigkeit in allen weiblichen Künsten, mit allen Talenten begabt: meinem Herzen bleibt kein Wunsch mehr übrig.

Das ist mir leid, antwortete die Fee; bald aber wird Emma selbst fühlen, was ihr noch mangelt, sie wird deinen Mutterarmen entrückt werden, aber in kurzem wirst du sie, von allen Seiten vollkommen, wieder an dein Herz drücken.

Indem sie so redete, berührte sie die Schwanen mit ihrem Zauberstab, die sich singend in die Luft erhoben und sich langsamen Fluges in den Wolken verloren.

Iselberta blickte ihr, in Gedanken vertieft, nach, und konnte nicht begreifen, welche nothwendige Kunst ihrer Tochter noch fehlte.

Nicht lange nach dieser Erscheinung ging sie in einer heitern mondshellen Nacht mit Emma an dem Meeresstrand spazieren, und ihr Gefolge kam eine Strecke weit hinter ihnen nach. Plözlich erblickten sie ein feuriges Rad, das über die spiegelglatte Meeresfläche lief und immer größer und größer auf sie zurollte. Laß uns fliehen, schrie Iselberta; aber Emma war wie angefesselt an den

Boden. Das ungeheure Feuerrad erreichte sie, ergriff sie, änderte plözlich seinen Lauf, und schleuderte sie mit gräßlicher Gewalt hundert Meilen weit über die See auf eine wüste Insel.

Iselberta, die sich auf ihrer Flucht nach der zurückgebliebenen Emma umblickte, sah wie das gewaltige Rad sie pakte, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Wo bin ich, schrie Iselberta außer sich, als sie wieder zu sich kam, und ach! wo ist meine Emma?

Sei ruhig, antwortete eine Stimme, Emma ist geborgen. — In eben dem Augenblick erschien Iselbertas Gefolge, welches von dem ganzen Vorgang nichts gesehen hatte, und hörte mit Erstaunen was vorgefallen war.

Emma hatte indessen ihre Luftreise vollendet, und fiel, von unsichtbaren Händen gehoben, sanft und unbeschädigt an dem Ufer eines klaren Baches auf den dicken mit Blumen unterwachsenen Klee nieder, wo sie von ihrem langen Flug ausruhte, und bald in einen sanften Schlaf versank.

Schon vergoldete die Sonne Meer und Land, als sie aus ihrem Schlummer erwachte. Ihr erster Gedanke war ihre Mutter, ihr Vaterland, ihre Freunde. Sie sprang auf um zu sehen wo sie war; nirgends entdeckte sie eine lebende Seele. Himmel, rief sie in ihrem Schmerz, was soll ich allein hier anfangen, ohne alle menschliche Hülfe?

Wer wird mich schützen gegen Löwen und Tiger, und andere reißende Thiere?

Ihre Klagen waren vergeblich; sie troknete endlich ihre Thränen, und weil die Sonne anfing zu stechen, so suchte sie sich einen schattigen Ort zu ihrem Aufenthalt.

Nicht lange, so fing der Hunger an sich einzustellen. Ihre Klagen ertönten aufs neue und ihre Thränen flossen.

Zum Glük war es Sommer. Sie konnte daher hoffen, einige reife Früchte zu finden und fand sie wirklich in einem naheliegenden Gebüsch, welches sie aber nicht ohne Todesangst betrat, weil sie bei jedem Schritt besorgte, ein reißendes Thier zu treffen.

Drei Tage lebte Emma so von wilden Früchten und stillte ihren Durst an dem Bache mit klarem Wasser. Allein das zarte Wesen war solcher rohen Speisen und des Schlafes unter Bäumen auf dem Grase nicht gewohnt. Sie fühlte sich daher sehr unglücklich und vermißte ausserordentlich ihre weichen Federbetten und mehr noch die gute Küche in ihrem älterlichen Haus.

Ihre Furcht vor wilden Thieren hatte sich indessen verloren, weil sich in diesen drei Tagen auch nicht die geringste Spur davon gezeigt hatte. Sie wagte sich daher immer tiefer in das Wäldchen und traf einst zu ihrem nicht geringen Erstaunen auf einen gebahnten Weg.

Wer mag einen Fußsteig in diese Wildniß gebahnt haben, fragte sie sich, und blieb nachdenkend stehen. Soll ich ihm folgen? Könnten nicht Wilde diese Insel bewohnen, und ach mich Arme schlachten und verzehren?

Sie war im Begriff zu fliehen. Doch — dachte sie, wenn wirklich Menschen hier wohnen, so würde ich längst schon sie, oder sie mich entdeckt haben. — Und sind es Wilde, so werde ich ihnen auf dieser kleinen Insel nirgends entgehen. Besser, ich komme ihnen entgegen, als ich lasse mich von ihnen einfangen.

Emma folgte also dem Fußpfad, der sie auf einigen Umwegen zu einem allerliebsten kleinen Häuschen führte, dessen Thür schon offen stand. Es war von außen bunt bemahlt, und innen herrschte, so weit man sehen konnte, die größte Reinlichkeit.

Emma blieb einige Minuten mißtrauisch und unentschlüssig stehen; sie ging ringsherum ob sich niemand sehen ließe; aber kein menschliches Wesen ließ sich blicken. Endlich wagte sie sich hinein. Sie klopfte an die Stubenthür und ach .... zu ihrem nicht geringen Schrecken schrie jemand h e r e i n!

Sie bebte zurück, und wußte wieder nicht mehr, ob sie es wagen sollte. .... Sie öffnete aber endlich doch die Thür mit zitternder Hand.

„Willkommen, willkommen," schrie ein Papagei, der mitten im Stübchen in einem goldenen Käfig hing. „Emma wo bleibst du so lange?"

Gut, dachte Emma, wo ein Vogel in einem Käfig hängt, da müssen doch auch Menschen seyn. Sie öffnete die Kammerthür, die Küchenthür, und rief mit ihrer Silberstimme: Ist niemand da?

„Niemand, niemand" rief der Papagei.

Ach du liebes Pappchen, sprach Emma, bist du denn ganz allein?

„Ganz allein, ganz allein" antwortete der Vogel.

Aber mein Himmel, wer hat dich denn hier aufgehängt? fragte Emma weiter.

„Weiß nicht, weiß nicht" sprach der Papagei und lachte. Emma aber versank wieder in ihr Nachdenken.

Das Stübchen war ganz allerliebst meublirt, ein niedliches Tischchen und einige Sessel von Zedernholz, ein Spiegel, ein Schränkchen, an der Wand eine Guitarre und unter derselben ein Fortepiano, machten das Geräthe aus. In der ersten Betäubung hatte Emma die musikalischen Instrumente gar nicht bemerkt. Jezt da sie solche gewahr wurde, überzog das Purpurroth der Freude ihre Wangen. Sie sezte sich an das Fortepiano, und fanta-

kirte; der Vogel aber lachte aus allen Kräften, schnalzte und rief bravo.

Emma untersuchte jezt auch die Kammer; sie fand in derselben ein niedliches Lager zum Schlafen; aber keine Federbetten, sondern bloßes Stroh mit Matten bedekt, und neben dem Bette ein Toilet-Tischchen.

In der Küche fand sie alles was zum Kochen gehört, Töpfe, Pfannen, Röste, Mörser, Reibeisen; auch Gewürze aller Art, Oel, Essig, Butter. Auf dem Küchentisch aber stand ein niedliches Feuerzeug, und in dem Küchenschrank fand sie zu ihrer nicht geringen Freude einen appetitlichen schon ganz hergerichteten, aber noch ungebratenen Kapaun. — Nun hat es keine Noth, dachte Emma. Gottlob, daß ich nach so langer roher Kost wieder warme Speisen erhalte. — Aber wenn doch nur auch ein Koch oder eine Köchin vorhanden wäre. — Pappchen, wo ist denn die Köchin?

„Du bist, du bist" rief der Papagei.

Nun da sieht es schön aus, dachte Emma in ihrem Herzen; ich habe mein Tage nichts gekocht, wie soll ich es nun anfangen? — Der Papagei schien zu errathen, was in ihrer Seele vorging, und lachte herzlich.

Emma ärgerte sich darüber. Einen Kapaun zu braten wird doch keine so große Kunst seyn, dachte sie, und sprang nach dem Feuerzeug, um sogleich Feuer anzuma-

chen. — Aber ach sie pikte eine halbe Stunde lang und der Zunder wollte nicht fangen. Sie warf vor Verdruß Stahl und Stein hin, und fing an zu weinen. Der Vogel aber wollte sich zu todt lachen und schrie aus allen Kräften: Emma ist dreizehn Jahre alt und kann noch kein Feuer schlagen!

Als der erste Zorn sich gelegt hatte, sezte sie aufs neue an, und nun gelang ihr endlich ein Schlag zu ihrer großen Freude. Der Zunder fing und es wurde ein Licht angezündet.

Allein das Anschüren des Feuers wollte noch weniger gelingen. Sie konnte das Holz nicht zum Brennen bringen, weil sie zu große Stücke nahm, und es nicht legte, wie es seyn mußte. Sie wurde abermals von dem Vogel ausgelacht, der wieder aus vollem Halse schrie: Emma ist dreizehn Jahre alt und kann noch kein Feuer schüren.

Aber auch hier wurde die Noth Emma's Lehrmeisterin. Nach vielen fruchtlosen Versuchen loderte endlich das Feuer. Doch wie man leicht denken kann, der Braten wurde verbrannt und schmekte bitter.

Emma konnte nicht den ganzen Kapaun allein essen; sie gab daher auch ein Stückchen ihrem Pappchen, der für sein Leben gern Fleisch aß. Pappchen aber schrie was er konnte: Schlecht gebraten, schlecht gebraten. —

Emma ärgerte sich nicht mehr über den Vogel, denn ihr Herz pflichtete ihm bei.

Der Ueberrest des verbrannten Kapauns wurde auf den folgenden Tag aufgehoben. Was soll ich aber auf den Abend essen? sprach Emma.

„Suppe, Eier, Obst," schrie der Vogel.

Ja das wird mir eine schöne Suppe werden, sagte Emma.

„Ha, ha, ha, ha, lachte der Vogel. Emma ist dreizehn Jahre alt, und kann noch keine Suppe kochen."

Indessen wurde doch gegen Abend Anstalt zur Kocherei gemacht. Brod war in der Küche vorhanden; es wurde also ein Theil davon zu einer Suppe eingeschnitten, und Wasser hingesetzt, denn das Feuer schlagen und schüren, ging schon viel besser als Mittags. Da aber unglücklicher Weise unsere Köchin, Butter und Salz hinein zu thun vergessen hatte, so war die Suppe nicht zu genießen.

„Künstlerin, Künstlerin!" schrie jetzt der Papagei.

Um nicht hungrig zu Bette zu gehen, versuchte sie, sich einige weiche Eier zu sieden: aber die Eier, anstatt weich zu werden, wurden hart, und der Vogel schrie wieder aus vollem Halse: o Künstlerin, Künstlerin!

Emma legte sich voll Aerger über ihre Ungeschicklichkeit zu Bette. Des Morgens sah sie bei ihrem Erwachen ein zierlich gebundenes Buch auf ihrem Nachttische liegen. Ach, dachte sie, das ist gewiß ein Band von der blauen Bibliothek, den mir ein unsichtbares Wesen aus Mitleid mit der langen Weile, die ich ausstehe, zum Zeitvertreib hieher gelegt hat. — Sie schlug es auf, und siehe, es war ein Kochbuch. Ach, willkommen, sagte sie für sich hin, und der Vogel schrie aus seinem Käfig: Willkommen Kochbuch.

Es wurde jetzt in dem Kochbuch studirt, und eine Speise ausgesucht, die Emma auf den Mittag zubereiten wollte. Sogleich wurde Anstalt dazu gemacht, und sie gelang über Erwarten. Auch ihr Papchen ließ sie davon versuchen, und es schrie zu ihrem großen Vergnügen: Recht gut, recht gut. Nicht minder glücklich fielen andere Versuche aus.

Das Abschlachten des Geflügels konnte sie aber nicht aus Büchern lernen, und das erste Huhn, das sie würgte, mußte einen gräßlichen Tod sterben. Nach einiger Uebung lernte sie aber auch dieses Geschäft.

Durch die täglichen Arbeiten in der Küche wurde indessen bald die elegante Emma in einen russigen Aschenbrödel verwandelt: und schon seit mehreren Tagen begrüßte sie der fatale Papagei unter keinem andern Namen.

Sie packte daher eines Morgens ihre schmutzige Wäsche zusammen, und wanderte nach dem Bach, wo sie mit Seife, die sie in ihrem Schrank fand, ihren ganzen Anzug zum erstenmal in ihrem Leben aufs beste wusch, und an der Sonne bleichte.

Aber ach bei genauer Besichtigung fand sich, daß ihre Kleider anfingen zu zerreissen! Schon zeigten sich hier und da große häßliche Löcher, die unverzüglich ausgebessert werden mußten, wenn sie nicht noch größer werden sollten. Emma hoffte in ihrem Schrank einiges Nähzeug anzutreffen. Sie ging, als alles trocken war, in ihrem weißen Anzuge nach Hause, und der Papagei begrüßte sie mit dem Zuruf: Willkommen, schöne Emma!

Emma suchte sogleich in ihrem Schrank nach Nähgeräthe, und fand glücklich Zwirn, Nadel, Fingerhut, sogar kleine Stückchen Leinwand, und anderes Zeug zum Ausbessern ihrer Wäsche und Kleidung.

Es wurde unverzüglich Anstalt dazu gemacht. Dem armen Mädchen aber, das nie nähen gelernt hatte, wollte lange nichts gelingen, und als sie endlich fertig war, schrie der unausstehliche Vogel mit sichtbarer Schadenfreude: Emma hat den Fleck verkehrt aufgesetzt.

Emma ärgerte sich über den Vogel, aber er hatte recht. Anstatt den Fleck unter das Loch zu setzen, hatte

sie ihn über dasselbe genäht. Im Anfang erlaubten ihr der Zorn und die Ungeduld nicht, ihn wieder abzutrennen; als aber ihr Blut etwas abgekühlt war, fing sie mit grosser Gelassenheit die Arbeit wieder von vorne an, und jetzt gelang sie ihr so gut, daß der Papagei ihr ein lautes Bravo zurief.

Als ihr Garn zu Ende war, lehrte sie die Noth auch spinnen und stricken, und so gelangte sie nach und nach zu einer ganz artigen Fertigkeit in allen weiblichen Hausarbeiten. Sie dörrte sogar Obst auf den Winter, beschäftigte sich mit dem Anbau eines kleinen Gärtchens, das zu ihrem Haus gehörte, und sammelte Federn zu einem Bette. So verstrich ein ganzes Jahr. Emma lernte nach und nach sich in ihre Lage schicken; durch Musik, Gesang und Zeichnen, verschönerte sie manche einsame Stunde, die ihre häuslichen Geschäfte ihr übrig ließen; oft aber dachte sie auch mit wehmüthiger Sehnsucht an ihr älterliches Haus, und an die viel glücklicheren Tage zurück, die sie dort verlebt hatte.

Einst, da sie Abends in schwermüthige Gedanken vertieft am Gestade lustwandelte, erhob sich plötzlich ein Sturmwind, wie bei einem losbrechenden Gewitter. Eine ungewöhnliche Angst befiel sie; ihr Athem wurde kurz, ihre Brust hob sich; ein gewaltiger Donnerschlag ließ sich hören, und in eben demselben Augenblick wirbelte mit

Blitzesschnelligkeit, die ihr keine Flucht gestattete, das große Feuerrad über das Meer heran, ergriff sie ungeachtet ihres Schreiens, und schleuderte sie mit unbeschreiblicher Gewalt in die Luft. Emma verlor Athem und Besinnung; als sie aber beides wieder erlangte, fuhr sie eben durch den Kamin in ihr Schlafzimmer, in dem älterlichen Hause, zurück.

Eine Kerze brannte auf dem wohlbekannten Tische; ihr Bett war frisch bezogen, weiße Wäsche und Nachtkleidung lag in ihrer Kommode; ein Waschbecken mit der feinsten Seife und Waschwasser, befand sich auf einem Nebentischchen. Emma sah in den Spiegel, und errieth sogleich was das alles bedeutete.

Sie entkleidete sich, wusch Gesicht und Hände, that frische Wäsche und ein geschmackvolles Nachtkleid an, das bei derselben lag, setzte eine Haube mit rosenrothen Bändern auf, schaffte dagegen ihren alten Anzug bei Seite, legte sich zu Bette, und zog nun aus aller Macht die Glocke an ihrer Schlafstelle.

Noch niemand im Hause war schlafen gegangen. Emmas Mutter erschrack bei dem ihr wohlbekannten Glockenzug, den sie seit der Abwesenheit ihrer Tochter nicht mehr gehört hatte, und fuhr vom Tisch auf. — Emmas Zimmer war ja aber verschlossen, und der Schlüssel befand sich in Iffelbertens Verwahrung. Die Glocke konnte durch

einen Zufall berührt worden seyn; sie bedachte das und sezte sich wieder nieder. Allein kaum saß sie, so erschallte die Glocke zum zweitenmal, und ein Diener trat herein und meldete, daß oben geschellt worden sei.

Emmas Mutter ergriff jezt mit zitternder Hand ihren Schlüsselgebund, eilte hinauf und fand ihre langbeweinte Emma, schön wie ein Engel, auf ihrem Lager sitzend und beide Arme mit Nennung des süßen Muttersnamens gegen sie ausstreckend. Mit einem lauten Schrei flog die Mutter an ihre Brust und Freudenthränen flossen über beider Wangen.

Als sich der erste Sturm der Empfindung gelegt hatte, erzählte Emma wie sie von dem Feuerrad wieder ergriffen und in ihre Schlafkammer geschleudert worden sei, nachdem sie ein volles Jahr auf einer wüsten Insel zugebracht hatte.

Aber sprich doch liebe Tochter, was für eine wichtige Kunst du noch in dieser Einöde zu erlernen hattest?

Die Haushaltungskunst, antwortete Emma lächelnd, die Kunst zu kochen, zu nähen, zu spinnen, zu stricken. Ach liebe Mutter du hieltest mich für ein ausgebildetes Mädchen, und ich konnte weder ein weiches Ei sieden, noch eine Wassersuppe kochen, viel weniger einen Braten besorgen.

Du hast recht, sprach die Mutter, das hatte ich vergessen. Allein wozu halten wir das Gesinde?

Ach aber, beste Mutter, wenn man kein Gesinde haben kann? — Nein, ich bin fest entschlossen von nun an mich nicht nur auf die schönen, sondern auch auf die nützlichen weiblichen Künste zu legen: Ich muß in meinem Hause die beste Köchin, die beste Häthe-rin, mit einem Worte, die beste Haushälterin seyn. Dieß ist von nun an mein fester Vorsatz, aber auch meine Talente zur Musik und andern Fertigkeiten sollen nicht vernachlässiget, und zu meinem und meiner Freunde Vergnügen, noch immer mehr ausgebildet werden.

Bravo, bravo, rief der Vogel, den sie jetzt erst an der Decke in seinem goldenen Käfig hangen sah.

Bravo rief auch die Fee, die in diesem Augenblick in ihrem Schwanenwagen erschien. Bald wird Emma die vollkommenste der Frauen seyn, und das Glück des edlen Gatten machen, den ich ihr bestimmt habe.

Die Klatscherin.

Bei einer großen Wäsche in dem Hause der Madam Silberschlag, wurden einst verschiedene Hemden entwendet, die sich nirgends wieder finden wollten. Nach langem vergeblichen Durchsuchen des weißen Zeuges gab endlich Madam Silberschlag die Hoffnung auf, daß sie sich nur verzählt haben möchte. Es ist gewiß, sagte sie, die Hemden sind fort; wer aber der Dieb seyn mag, das weiß der Himmel. Die Wäsche hing in einem versperrten Boden, und ich selbst habe sie von der Leine genommen. Von der Treue unserer Magd bin ich überzeugt, denn meines Wissens, hat sie mir nie etwas entwendet; es wäre also nur noch der Fall möglich, daß die Wäscherin etwas über die Seite geschafft hätte. Allein auch diese ist als eine ehrliche Frau bekannt, und nie hat man sie in den vielen Häusern, wo sie aushilft, eines Diebstahls beschuldiget.

Dieses Gespräch hielt Madam Silberschlag gegen ihre ältere Tochter Wilhelmine, die eben so wenig als ihre Mutter begreifen konnte, wie die Sache zugegangen war. Sie erinnerte sich indessen ein und anderer Umstände, durch welche wirklich ein großer Verdacht auf die Wäscherin fiel.

Während dieser Unterredung strickte Hannchen, Wilhelminens jüngere Schwester, in einer Ecke des Zimmers; horchte sehr aufmerksam auf alles was gesprochen wurde, hielt den Gedanken fest, daß die Wäscherin die Diebin sey, und erzählte Nachmittags die ganze Geschichte in einer Gesellschaft junger Frauenzimmer, zu der sie gebeten wurde.

Nun das hätte ich nimmermehr gedacht, erwiederte Emilie Sommer; diese Frau wäscht schon seit vielen Jahren in unserm Haus, und nie ist uns etwas veruntreut worden. Auch uns nicht, sprachen einige andere, von deren Müttern die Frau ebenfalls gebraucht wurde. Hannchen aber versicherte, daß niemand anders als sie, das Diebsstück verübt haben könnte.

Kaum waren die jungen Mädchen zu Hause, so erzählten sie die Geschichte ihren Müttern, und diese ermangelten nicht, die Wäscherin darüber zur Rede zu stellen, denn es war ihnen, ihrer eigenen Sicherheit wegen, viel daran gelegen mit Gewißheit zu erfahren, ob sie eine ehrliche Frau sey oder nicht.

Die Folge dieser Klatscherei war ein Auftrit, durch welchen Madam Silberschlag so angegriffen wurde, daß sie krank wurde, und einige Tage das Bett hüten mußte.

Die Wäscherin kam nämlich mit großem Geschrei in das Haus, verlangte Beweis, daß sie die Hemden ge-

stohlen habe, drohete Madam Silberschlag zu verklagen, und belegte sie mit den schändlichsten Namen. Nur die Dazwischenkunft des Herrn vom Hause und einiger anderer Personen konnte der pöbelhaften Scene ein Ende machen; aber das Weib sezte ihr Schimpfen noch auf der Straße fort, wo der Janhagel sich um dieselbe zusammenrottete und ihr Beifall gab.

Das Weib war wirklich unschuldig; denn erst lange nachher fand sich, daß die treue Magd die wahre Diebin war. Man konnte der Frau nicht verübeln, daß sie ihre Ehre zu retten suchte, denn von dem Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit hing ja ihr Verdienst ab. Sobald sie eines Diebstahls verdächtig war, mußte sie besorgen, einen Theil ihrer Kunden zu verlieren; und das geschah auch wirklich. Durch ihr pöbelhaftes Schmähen bewies sie wohl, daß sie eine grobe, aber nicht daß sie eine ehrliche Frau war.

Sobald Madam Silberschlag sich wieder etwas erholt hatte, forschte sie der ersten Quelle der Klatscherei nach und entdekte zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß die Geschwätzigkeit ihres eigenen Kindes so viel Verdruß über ihr Haus gebracht hatte.

Von jenem Tag an verlor Hannchen das ganze Vertrauen ihrer Mutter; sie mußte in einem besondern Zimmer essen, weil man zu besorgen hatte, sie möchte die

vertrautesten Tischgespräche ausplaudern, und so oft Vater und Mutter etwas zu verhandeln hatten, das nicht für Jedermann war, wurde Hannchen vor die Thür gewiesen. Am schmerzlichsten aber fiel es der Geschwätzigen, daß sie bei keiner Gesellschaft ihrer Mutter mehr geduldet wurde, und sie sich, so lange Gäste vorhanden waren, in dem Nebenzimmer aufhalten mußte.

Die kleine Heuchlerin.

Blandine Rechmann war eine kleine Heuchlerin. So lange sie unter den Augen der Mutter war, schien sie die Liebe, die Sanftmuth, der Gehorsam selbst; sie begegnete ihren Freundinnen mit der größten Artigkeit, war höflich und zuvorkommend gegen Fremde, gütig gegen das Gesinde, dienstfertig und bescheiden gegen jedermann: Kurz, Blandine schien wirklich so zu seyn, wie jede Mutter ihre Tochter wünschen wird.

Ganz anders aber war Blandine, wenn sie sich allein sah; sie zeigte sich herrisch gegen das Gesinde, unartig gegen ihre Freundinnen, unhöflich und schnippisch ge-

gen Fremde. Allenthalben wollte sie hervorgezogen und ausgezeichnet seyn; sie nahm daher ein vornehmes und steifes Wesen an, und wenn ihr nicht die Ehre zu Theil wurde, die sie erwartete, so zog sie sich zurück und maulte, oder fing einen Zank deswegen an. Niemand war daher gern in ihrer Gesellschaft.

Am unerträglichsten war Blandine beim Spiel. Sie wollte immer gewinnen, und wenn sie im Unglück saß, so hörte sie nicht auf zu murren und zu zanken. Oft fing sie einiger Zahlpfennige wegen, einen großen Hader an und sagte der ganzen Gesellschaft die empfindlichsten Dinge. Bisweilen ging sie sogar so weit, daß sie ihren Freundinnen mit aufgehobener Hand drohete, und einst gab sie der kleinen Jakobine wirklich einen Schlag.

Jakobine lief weinend zu Blandinens Mutter und klagte sie an; Madam Rechmann aber wollte lange nicht glauben, daß ihre Tochter, die sie für ein Muster der Artigkeit hielt, sich solche Ungezogenheiten erlaubte. Die Sache wurde jedoch von allen andern Kindern bestätiget, und Blandine selbst konnte sie nicht ganz läugnen; sie sagte aber, es sey nur ein ganz kleiner Schlag im Spaß gewesen, der nicht so böse gemeint war; und dabei nahm sie eine so heilige Miene an, daß die Mutter es wirklich glaubte, und Jakobinen ermahnte, nicht so gar empfindlich zu seyn.

Viele andere Klagen, die wider Blandinen einliefen, hatten keinen bessern Erfolg. Madam Rechmann glaubte am Ende, es habe sich alles aus Neid gegen ihr liebes Töchterchen verschworen, weil andere Kinder nicht ertragen könnten, daß sie artiger und besser sey als sie.

Einst wurde Blandine zu einer Partie Lotto gebeten. Die ganze kleine Gesellschaft verabredete sich aber, ihr heute nicht nachzugeben; es wurde den jüngern Mädchen verboten, ihr aufzuwarten, wie sie es gewöhnlich verlangte; sie sollten ihr aber im übrigen höflich begegnen.

Im Anfang ging alles gut; sobald aber Blandine anfing zu verlieren, so wurde sie unartig. Sie verlangte von der kleinen Sophie, sie sollte ihr ein Glas Wasser bringen; und Sophie antwortete ihr, ich habe nicht Zeit. Dieß machte sie zornig. Sie fuhr wie eine Furie mit einem Glas in die Küche, und riß sich im Vorbeigehen ein großes Loch in ihr Kleid. Jetzt kam sie schreiend und zankend zurück, und benahm sich so ungebärtig, daß sich Charlottens Mund, die ihr gegenüber saß, unwillkührlich zu einem kleinen Lächeln verzog. Alsbald ergriff Blandine die Karten und Spielkugeln, und warf ihr alles an den Kopf. Es entstand ein großes Geschrei, die Nebenthür ging auf, und Blandinens Mutter die absichtlich ohne Vorwissen ihres Töchterchens hergebeten worden war, trat an der Seite der Frau vom Hause herein, und sah

mit Erstaunen, wie eben Blandine noch aus allen Kräften die Spielkugeln nach Charlottens Kopf schleuderte, die sich so gut sie konnte, unter den Tisch versteckte.

Ists möglich, rief Madam Rechmann und schlug die Hände zusammen, so weit kann sich Blandine vergessen!

Blandine warf sich auf den Stuhl, hielt ihr Sacktuch vor das Gesicht, und konnte vor Thränen nicht reden. Sie war untröstlich, daß sie von ihrer Mutter so entlarvt worden war. Endlich faßte sie sich wieder, und klagte Sophien wegen ihrer Ungefälligkeit und Charlotten wegen ihres spöttischen Lächelns an. Sie behauptete, sie sei gereizt worden, und so sei sie am Ende ihrer selbst nicht mehr mächtig geblieben.

Das alles diene nicht zu deiner Entschuldigung, antwortete die Mutter; ungereizt wird auch der roheste Mensch dem andern nicht alles, was er unter der Hand findet, an den Kopf werfen. Eine Person von guter Erziehung aber bleibt Herr über ihren Zorn und weiß kleine Beleidigungen zu vergeben. Ich hielt dich für die Sanftmuth, die Artigkeit, die Höflichkeit, die Bescheidenheit selbst, und heute finde ich in dir nichts als eine ungebildete Landdirne, der ich mich vor allen meinen Freunden zu schämen habe, und die nicht verdient in gute Gesellschaften gezogen zu werden. Gehe nach Haus, fuhr Madam Rechmann fort, beweine deine Schande und ma-

che dich gefaßt, die nächsten sechs Monathe, über deine Fehler in der Einsamkeit nachzudenken.

Die ganze Gesellschaft wurde von Madam Rechmann, wegen Blandinens unartigen Benehmens um Verzeihung gebeten. Sie selbst aber war untröstlich über die Entdeckung, daß sie eine solche Heuchlerin zur Tochter hatte.

Der Obstdieb.

Christian Bornemann schämte sich nicht, mit seinen jungen Freunden Abends auf das Obststehlen auszugehen; er schlug nicht nur mit Stangen alle Aepfel, Birnen und Pflaumen herab, welche an den Bäumen über die Hecke heraushingen, sondern stieg und kroch auch in die Gärten, und trug so viel Obst davon, als er fortbringen konnte.

Einst ertappte ihn, als er eben mit gefüllten Säcken aus einem Garten stieg, ein braver Nachbar seines Vaters. Ists möglich, rief er aus und schlug die Hände zusammen, ein Jüngling wie Sie, eines angesehenen Mannes Sohn schämt sich nicht in den Gärten Obst zu stehlen? Ei, ei, wie schlecht! Hätte ich doch nimmermehr

Herrn Christian Bornemann für einen Obstdieb gehalten. Haben Sie denn auch bedacht, was Sie über Ihren braven Vater, Ihre ganze Familie und über sich selbst für Schande bringen, wenn Sie einmal eingefangen werden sollten? Da wollte ich ja alle Aepfel und Birnen in der ganzen Stadt nicht nehmen, und mich einem solchen Schimpf aussetzen! Ich glaube nicht, daß es Ihnen zu Haus an Obst fehlt; sollten Sie aber nicht genug bekommen, so wäre es ja viel schicklicher Ihre Aeltern um einige Groschen zu bitten, und sich welches zu kaufen, als es zu stehlen.

O, bester Herr Frank, antwortete Christian, sagen Sie meinem Vater nur diesmal nichts davon, ich will es nie, nie wieder thun. — Herr Frank versprach es ihm unter dieser Bedingung, hielt ihm aber noch eine lange Strafpredigt.

Sechs Tage lang hielt Christian redlich sein Wort; schon am siebenten aber brach er es wieder, und bald war es ganz vergessen.

Einst ließ er einen seiner jungen Freunde unter einer Hecke wegschlüpfen, die zu hoch war, als daß er selbst hinübersteigen konnte. Zum Unglück befand sich aber der Eigenthümer gerade selbst in dem Garten. Er ließ den kleinen Dieb ruhig herein; noch ehe sich aber derselbe aufrichten konnte, ergriff er ihn bei dem Schopf, und be-

willkommte ihn auf einem gewissen empfindlichen Theil seines Körpers so nachdrücklich mit einem Haselnußstäbchen, welches er in der Hand hielt, daß der Knabe Zeter schrie, und Christian, welcher außen vor der Hecke wartete, über Hals und Kopf davon lief.

Aber auch durch dieses abschreckende Beispiel ließ er sich nicht warnen. Er brach einem andern Gartenliebhaber ein Loch durch die Hecke, und stahl ihm sein schönstes Spalierobst. — Der Mann, dem an einigen seiner Bäume sehr viel gelegen war, weil sie die ersten Früchte trugen, kam außer sich, als er den Raub gewahr wurde, und legte sogleich Fußangel.

Einige Tage nachher erschien derselbe Dieb wieder; die vortrefflichen Pfirschen und Birnen, die er das erstemal erhaschte, hatten seinen Appetit rege gemacht; zum Unglück aber trat er diesesmal mit dem Fuß auf eine Angel, die durch und durch drang. Er erhob ein fürchterliches Geschrei, und konnte sich von dem fatalen Stachel kaum wieder losmachen. Hinkend kehrte er unter dem Beistand seiner Diebsgehülfen nach Haus zurück, wo bald der Fuß so verschwoll, daß man einen Wundarzt mußte rufen lassen. Es waren einige Flechsen so verletzt, daß Christian lange in Gefahr war, den Fuß ganz zu verlieren, und er es noch seinem guten Glück zuzuschreiben hatte, daß er mit einem hinkenden Bein davon kam.

Der Thor! Welcher Vernünftige wird gegen ein wenig Obst die gesunden Glieder seines Körpers, und seine Ehre in die Wagschale legen!

Kurz nach diesem Vorfall wurde in demselben Garten noch einer von Christians Diebsgehülfen von dem Gärtner eingefangen. Der Gartenbesitzer ließ ihn sogleich an die Polizei abgeben, und er wurde ohne Gnade durch des Büttels Hand auf öffentlichem Marke mit Ruthenhieben abgestraft. Welcher Schimpf, welche Schande!

Franz Schöpfer.

Franz Schöpfer hatte sich eine Menge Unarten angewöhnt, die ihn zum Gelächter und zum Gespötte aller seiner Bekannten machten.

Redete er mit jemand, so blinzelte er dabei mit beiden Augen, verzog jedesmal den Mund, ehe er einen neuen Satz anfing, und trat dabei den Personen mit welchen er sprach, so hart auf den Leib, daß er ihnen seinen Geifer ins Gesicht spritzte. Jedermann wich daher von ihm zurück, oder retirirte sich hinter einen Tisch oder Sessel.

Kam er von der Straße her, so stampfte er die Treppe herauf wie ein Pferd, und pfiff dabei Gassenlieder. Man glaubte allgemein, es komme ein betrunkener Kürassier.

Trat er endlich zum Zimmer herein, so schnaufte und keuchte er, als ob er den Athem verlieren wollte.

Am schönsten nahm aber Franz Schöpfer sich aus, wenn er jemanden zuhörte. Er sperrte dann den Mund weit auf, nahm die Zunge zwischen die Zähne, und öffnete seine gläsernen Augen so sehr er konnte. Seine ganze Stellung, sein vorwärts gestreckter Kopf, seine einwärts gesetzten Füße, seine Hände, die oft beide zugleich in den unordentlichen Haaren wühlten, dies alles gab seiner Person ein außerordentlich einfältiges Wesen, das jedermann auffallen mußte.

Um ihn wenigstens von einem Theil dieser Fehler zu heilen, die ihm seine Mutter vergeblich unzähligemal beredet hatte, ließ sie ihm Unterricht in der Tanzkunst geben. Sie hoffte, daß die zierlichen Stellungen, die regelmäßigen Schritte und Wendungen, welche der Tanz erfordert, doch auch einigen Einfluß auf Franzens Anstand haben, und daß die Lehren des Tanzmeisters besser bei ihm fruchten würden, als ihre mütterlichen Warnungen.

Mit unsäglicher Mühe lernte Franz eine erträgliche Verbeugung machen, und sich eine Zeit lang seiner andern Unarten enthalten; aber nur so lange als er beobachtet wurde. Sobald er dem Tanzmeister aus den Augen war, nahm er seine alten beliebten Manieren wieder an.

Nach drei oder vier Monathen war er endlich so weit, daß er die Gesellschaftstänze anfangen konnte. Der Tanzmeister zog ihn daher zu einer Gesellschaft artiger junger Leute, die seine Schüler und Schülerinnen waren. Sobald aber die Mädchen gewahr wurden, von welchem Korn ihr neuer Mittänzer war, wollte keine mit ihm tanzen; alle entflohen ihm, und nur auf ausdrückliches Verlangen ihres Lehrers bequemten sie sich, obgleich mit verdrüßlichem Gesichte, seine Aufforderung anzunehmen.

Einst mußte Franz Schöpfer mit einem jungen schalkhaften Mädchen, Namens Emma Harris, vortanzen.

Merken Sie recht auf diese Figur, sprach der Tanzmeister, die Musik macht eine Pause, in der Sie plötzlich unverrückt stehen bleiben, und sich alle mit verschränkten Armen einander ansehen, ganz so wie der Vortänzer. Fangen Sie also an, Mademoiselle Emma.

Emma gab ihrem Tänzer die Hand, die Kolonne bildete sich, und der Tanz begann. Als die beschriebene Figur gemacht werden sollte, streckte Franz, der schon ganz alle Fassung verloren hatte, nach seiner alten Gewohnheit

den Kopf vorwärts, sperrte Augen und Mund weit auf, blinzelte, nahm die Zunge zwischen die Zähne, und gaffte unbeschreiblich albern seine Tänzerin an. Emma öffnete sogleich ebenfalls Mund und Augen, streckte äußerst komisch den Kopf vorwärts, und spielte blinzelnd mit der Zunge. Alle andern Tänzer machten sogleich die Figur nach, aber nur eine Minute lang, denn plötzlich brachen sie sämmtlich in ein solches Gelächter aus, daß die Musik schweigen mußte.

Franz, der wohl merkte, daß er das Gespötte der ganzen Gesellschaft geworden war, lief wüthend von dem Tanzsaal weg, und war nie zu bewegen, wieder zurück zu kehren. Der Tanzmeister beschwerte sich über die Ausgelassenheit seiner Schüler; aber alle antworteten ihm: Sie haben uns ja befohlen, die Figur des Vortänzers nachzumachen. Wir haben das treulich gethan.

Amalie die Kinderwärterin.

Amalie war eine große Kinderfreundin; sie zählte kaum eilf Jahre, aber schon war sie ihrer Mutter in ihrem Wochenbette, eine wichtige Hülfe. Sie machte sich ein eigenes Geschäfte daraus, ihr neugebohres Schwesterchen zu pflegen, ihr die Suppe zu reichen, und mit ihr zu spielen. Ganze Stunden lang saß sie neben ihrem Bettchen, lächelte sie an, und zerstreute sie, wenn sie weinen wollte, durch Singen oder auf eine andere Art. Gar gerne hätte sie die Kleine auch auf dem Arm umher getragen; dieß wollte aber die Mutter nicht zugeben, weil Amalie zu jung und zu leichtsinnig war. Wie leicht konnte sie das Kind fallen lassen, oder sich selbst ihren zarten Körper durch Heben beschädigen? Es wurde ihr daher bestimmt verboten, ihre Schwester auf den Arm zn nehmen; aber Amalie war ungehorsam so oft sie konnte. Kaum sah sie sich allein, so wurde das Schwesterchen aus dem Bette gehoben, in dem Zimmer herumgetragen, geherzt und geküßt.

Lange ging alles recht gut. Zwar ertappte die Mutter sie bisweilen und gab ihr für ihren Ungehorsam den verdienten Verweis; aber ihre Strafreden waren bald vergessen.

Amalie, die Kinderwärterin.

So wurde nach und nach das liebe kleine Schwesterchen, sieben bis acht Monathe alt. Schon saß es allein in seinem Bettchen, spielte auf dem Kissen, und lachte laut über die Späßchen, die ihr Amalie vormachte. Amalie aber herzte sie, und erstickte sie beinahe unter den unzähligen Mäulchen, die sie ihr gab. Keine größere Freude wußte sie sich, als wenn sie von Hannchen (so hieß die Kleine) mit ihren zarten Händchen gestreichelt wurde.

Einst da die Mutter ausgegangen, und die Wärterin in dem Waschhaus mit der Kinderwäsche beschäftiget war, benützte Amalie wie gewöhnlich diese schöne Gelegenheit, das Verbot der Mutter zu übertreten. Sie hub das allerliebste kleine Hannchen aus dem Bette, trug es herum, übte es auf dem Tisch im Sitzen, und lachte und schecherte mit ihr. Die Mutter, dachte sie, ist ja nicht zu Haus, und die Wärterin, wenn sie auch hereinkommen sollte, wird mich nicht verrathen. Ich habe ja Hannchen schon so oft herumgetragen, und es ist ihr nie etwas geschehen.

So dachte sie, und spielte mit der Kleinen fort, versteckte bald ihren Kopf in Hannchens Schoos, und schrie gukguk, bald richtete sie sich lachend wieder auf und rief, da bin ich schon. Oft fuhr sie auch mit dem Kopf unter den Tisch, und spielte Versteckens, und wenn sie nun lachend wieder hervorkam, so lachte die Kleine mit, und das machte beiden herrlichen Spaß. Aber ach was ge-

schah, das unglückliche Hannchen, das noch nicht ganz fest saß, verlor durch einen kleinen Stoß, den der Tisch bekam, das Gleichgewicht, und stürzte herab auf die Erde.

Ein lautes Geschrei erschallte sogleich im Zimmer. Amalie halb todt vor Schrecken, hub die arme Kleine von dem Boden auf, nahm sie auf die Arme, streichelte sie, suchte sie zu besänftigen; allein umsonst, je mehr sie sie schaukelte und liebkoßte, desto heftiger schrie das leidende Kind.

Endlich da nichts helfen wollte, legte Amalie sie wieder zu Bette, und holte die Wärterin. Ich weiß nicht, sagte sie, was dem Hannchen fehlt, sie weint fort und fort, und will sich nicht besänftigen lassen.

Die Wärterin eilte herbei, nahm sie auf den Arm, schaukelte sie, alles umsonst. Sie bot ihr Essen an, aber das Kind wollte nichts zu sich nehmen, und schrie noch ärger.

Jetzt erschien die Mutter, legte schnell ihre Kleider ab, suchte die Kleine zu stillen, und reichte ihr die Brust. Hannchen that nur wenige Züge, und setzte ihr Schreien fort.

Amalie, Amalie, sprach jetzt die Mutter, wenn du nur nicht das Kind hast aus dem Bette genommen, und hast es fallen lassen, oder auf eine andere Art beschädiget.

Amalie wurde feuerroth, läugnete aber rund heraus die That. Die Mutter traute ihrer Versicherung nicht; sie entkleidete das Kind, und untersuchte es am ganzen Körper. Nirgends fand sich eine Spur von Verletzung. Amalie athmete jetzt wieder freier. Sie hoffte ihre That würde verschwiegen bleiben und beharrte beim Läugnen. Das Kind fuhr indessen noch eine gute Zeit lang mit Weinen fort. Nach und nach wurde es ruhiger, aber lange, lange sah man es nicht mehr so fröhlich wie vorher.

Nach einem Vierteljahr wurde die Mutter mit Schrecken gewahr, daß sich ihres Kindes Rücken wölbte; das Uebel nahm mit jedem Monat sichtbar zu, und die unglückliche Kleine behielt einen furchtbaren Höcker ihr Leben lang.

Ach, guter Himmel, schrie Amalie jetzt oft in einsamen Stunden, wenn ihr Gewissen sie ängstigte, o wäre ich doch der Warnung meiner Mutter gehorsam gewesen, oder hätte ich wenigstens meinen begangenen Fehler reumüthig bekannt; vielleicht wäre dem unglücklichen Hannchen noch zu helfen gewesen, jetzt aber ist alle menschliche Hülfe vergeblich, und durch meine Schuld bleibt die Arme ein Krüppel so lange sie lebt!

Fritzens Schlafstündchen.

Fritz, Fritz, sprach Herr Löscher zu seinem Sohn, der gewohnt war, jeden Abend nach dem Essen ein Schlafstündchen zu halten, das Schlafen auf dem Sopha taugt nichts. Du mußt dich gewöhnen, wach zu bleiben, denn wenn du einst bei einem Kaufmann deine Lehrjahre antrittst, so wirst du manche Nacht bis eilf oder zwölf Uhr auf dem Komptoir sitzen müssen. Verschlafene Leute kann man in einem Handlungshause nicht brauchen.

Aber lieber Vater, antwortete Fritze, schlaftrunken und gähnend, was soll ich denn Abends anfangen? Zum Lesen und Schreiben bin ich zu müde, denn das thue ich ja den ganzen Tag, und mich so müßig an den Tisch zu setzen und zu feiern — — da möchte man ja vor Langeweile sterben.

Nein, feiern und Langeweile haben sollst du nicht, sprach der Vater. Weißt du was! wir wollen miteinander eine Handarbeit anfangen, die uns Vergnügen macht, und während wir künsteln, sollen uns deine Schwestern eine nach der andern, unterhaltende Bücher vorlesen. Ich dächte, so müßten uns die Abende recht angenehm vergehen.

Ja, das glaube ich wohl, antwortete Fritz; aber was könnten wir machen?

Ich will dir, wenn du willst, Papparbeiten verfertigen lehren, erwiederte der Vater; dann zimmern wir Schachteln, Kästchen aller Art, Schubläddchen, kleine Kommödchen, und das alles wird mit dem schönsten bunten Papier gefüttert und überzogen.

Nun ja, das wollen wir, sprach Fritz, dem alles was neu war, Vergnügen machte. Aber ich selbst weiß wahrhaftig nicht, wie ich solche Sachen anfangen soll; ich verlasse mich da ganz auf dich Vater.

Gut, sprach Herr Löscher, und noch denselben Abend ließ er Pappe und buntes Papier in Menge herbeischaffen. Fickchen aber, seine älteste Tochter, erhielt den Auftrag, Kleister zu kochen. Während sie damit beschäftigt war, suchte der Vater ein starkes Bret, die Pappe darauf zu schneiden, damit die Tische nicht verdorben würden, und nun wurde sogleich die Arbeit selbst angefangen.

Fritzen, der sich sehr geschäftig dabei bewies, wurde keinen Augenblick mehr die Zeit lange. Er konnte sich nicht genug wundern, als er sah, wie leicht und schnell eine einfache Schachtel gemacht war. Schon den folgenden Tag wußte er selbst eine zu verfertigen. Sie gerieth

zwar ein wenig schief, und Futter und Ueberzug klaffte hier und da; allein jede Woche wurde seine Arbeit besser, und am Ende machte er die niedlichsten Sächelchen mit einer Genauigkeit und Zierlichkeit, in welcher ihn der geübteste Buchbinder nicht hätte übertreffen können. Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, Verwandte, kurz alles was Fritzen lieb war, wurde an feierlichen Tagen mit seinen gelungensten Arbeiten beschenkt, und von nun an kam kein Schlaf mehr in seine Augen. Zugleich erwarb er sich durch die nützlichen Bücher, welche seine Schwestern vorlasen, manche angenehme Kenntnisse.

Was er aber nicht gedacht hätte, seine Geschicklichkeit in solchen kleinen mechanischen Arbeitn, wurde ihm in der Folge sehr nützlich. Er beschenkte, während seiner Lehrzeit, öfters die Kinder und Gattin seines Prinzipals damit, die ihn deshalb sehr lieb gewannen, und ihn vor allen ihren übrigen Komptoirbedienten auszeichneten.

Mathilde, die Thierquälerin.

Mathilde hatte bei einer schönen Gestalt, ein häßliches Herz: sie fand Gefallen an den Qualen unschuldiger Thiere. Fing sie eine Fliege, oder Schmetterling, so wurden ihm die Flügel ausgerupft; den Schnecken schnitt sie die Fühlhörner, Mai- und Goldkäfern aber, Kopf und Beine ab, oder ließ sie in einem Schaff Wasser schwimmen, und eines langsamen Todes sterben. Auf andere Art marterte sie ihren Hund und ihre Katze, denen sie öfters Dornzweige umband, oder schwere Gewichte um den Hals hing, oder die Füße zusammenschnürte.

Mathilde, Mathilde, sprach öfters der Vater, du hast einen häßlichen Zug in deinem Charakter; wer kein Mitleid gegen Thiere fühlt, der ist gewöhnlich auch unempfindlich bei den Leiden seiner Mitmenschen.

Ach, erwiederte sie, es ist ja so böse nicht gemeint. Ob die Käfer ein paar Füße mehr oder weniger haben, das ist ja einerlei; können wir Menschen uns mit zwei Beinen behelfen, so müssen sie auch damit zufrieden seyn; und daß sie recht gut ohne Kopf marschiren, das kann ich Ihnen beweisen, so bald Sie wollen. Ich übe sie bisweilen im Schwimmen, und es ersäuft manchmal einer

darüber; aber das passirt ja auch nicht selten den Menschen, die viel besser sind als Käfer. Dem Hund und der Katze hänge ich zu Zeiten Gewichte und Dornen an, aber nicht um sie zu quälen, sondern weil sie alsdann gar possirliche Sprünge machen, worüber man sich zu todt lachen möchte.

Nun gut, sprach der Vater ernsthaft, ich verbiete dir ein für allemal solchen Muthwillen, und wenn du dich jemals wieder darüber betreten lässest, so werde ich ihn zu ahnden wissen.

Diese Drohung machte wenig Eindruck auf Mathilden. Was sie vorher öffentlich that, das that sie von nun an heimlich.

Einst, da der Vater ausgegangen war, fing sie die Katze, welche auf zehn Schritt vor ihr davon sprang, weil sie schon wußte, was sie für Leiden in ihren Händen auszustehen hatte. Mathilde aber packte sie von hinten, und hielt sie fest. Das arme Thier krallte sich in der Angst an den Arm an, der ihn hielt und verwundete ihn. Warte, falsche Bestie, schrie Mathilde, das sollst du mir entgelten. Indem sie das sagte, schleuderte sie das Thier von dem Gang hinab in den Hof, wo es auf dem Pflaster zwei Beine brach.

In dem ganzen Hause entstand über diese Unthat ein lautes Murren, das bald auch zu den Ohren des Vaters

gelangte. Erschrocken suchte sich Mathilde vor ihm zu verbergen; allein sie mußte erscheinen, und wurde verurtheilt, drei Tage bei Wasser und Brod in ihrem Zimmer eingeschlossen zu bleiben, und das beschädigte Thier von ihrem Wochengeld heilen zu lassen. Allein vergeblich; das Kätzchen, welches vermuthlich auch durch den Fall in seinen innern Theilen verletzt worden war, starb nach vier und zwanzig Stunden, den schmerzlichsten Tod.

Mathilde vergaß diesen Vorfall nur allzubald, aber kurz darauf wurde sie durch ein sehr unangenehmes Ereigniß daran erinnert. Es nahete sich ihr Geburtstag, an welchem sie gewöhnlich von ihren Aeltern mit sehr ansehnlichen Geschenken erfreut wurde. Als sie des Morgens in das geputzte Zimmer trat, stand auf einem mit der feinsten Serviette gedeckten Tischchen ein zierliches verdecktes Körbchen, aus welchem rosenfarbene Bänder hervorhingen. Mit klopfendem Herzen trat sie erwartungsvoll herbei, und nahm neugierig den Schleier ab.

Aber o Himmel, was erblickte sie! Einen gegerbten Katzenbalg mit rosenrothen Bändern zusammengebunden, und einen Zettel mit der Inschrift: der Katzenmörderin zu ihrem Geburtstag!

Das Katzenfell war für diesen Tag ihr einziges Angebinde, und Mathilde wurde damit das Gespötte der ganzen Stadt.

Paul Schickedanz.

Paul Schickedanz war ein großer Freund der Feuerwerkerkunst und des Schießens. An dem Neujahrsabend war niemand geschäftiger als er, mit Schwärmern und Kanonenschlägen, und im Sommer braunte er nicht selten in seinem Garten Feuerräder ab, und ließ Raketen steigen, die er selbst zu machen verstand. Daneben schoß er mit seinen Freunden beinahe Tag für Tag aus einer kleinen messingen Kanone, die er von seiner Großmutter zum Christgeschenk erhalten hatte.

Dem Vater war bei seines Pauls Feuerwerken nicht ganz wohl zu Muthe; er besorgte am Ende ein Unglück; so lange indeß der Künstler in dem Gartenbezirk blieb, konnte jedermann ruhig seyn. Es wurde ihm aber von Herrn Schickedanz das gemessene Verbot ertheilt, sich nie mit einer Rakete, einem Feuerrad oder einem Schwärmer einem Gebäude zu nähern, auch niemals Erbsen, vielweniger Schrot oder Nägel in seine Kanone zu laden.

So lange Paul gehorsam den Willen seines Vaters befolgte, ging alles gut. Es ging auch lange noch gut, als er heimlich ungehorsam wurde; endlich aber ereignete

sich ein Unglück, bei welchem er tausendmal bereute, daß er nicht vorsichtiger und folgsamer gewesen war.

Schon hundertmal hatte er wider das ausdrückliche Verbot seines Vaters, große Hasenschrote in seine Kanone geladen, und damit nach einer Scheibe geschossen, die er an einen Baum anheftete, und nie war ihm etwas unangenehmes dabei begegnet.

Einst aber da er die Scheibe verfehlte, folgte auf den Schuß ein lauter Schrei: O Gott mein Bein, mein Bein! — Und nun fluchte fürchterlich eine Baßstimme hinter der Hecke herüber, und erfüllte Paul und seine Spießgesellen mit solcher Angst, daß sie über Hals und Kopf davon liefen.

Sie hatten einen Soldaten, der als Gärtner in dem anstoßenden Garten arbeitete, mit dem Schrot in das linke Bein getroffen, und so tief verwundet, daß er sich kaum noch nach Hause schleppen konnte.

Paul erwartete mit der größten Herzensangst die Folgen seiner That. Er hatte nicht Muth, sie seinem Vater zu gestehen; nur allzubald aber erfuhr sie dieser durch das Aufsehen, welches sie in der ganzen Stadt machte.

Du hast also wider mein ausdrückliches Verbot, Blei in deine Kanone geladen, redete er Paul kalt, und mit finsterer Stirne an, du bist mir vorsetzlich ungehorsam ge-

wesen und hast einen Menschen vielleicht auf Lebenslang unglücklich gemacht. Nun gut, so büße denn jetzt deine sträfliche Unfolgsamkeit; laß dich vor Gericht führen, laß dich ins Gefängniß schleppen, ich nehme mich deiner nicht mehr an.

Indem er noch redete, öffnete sich die Thür, und ein Gerichtsdiener trat herein, der Vater und Sohn auf den folgenden Tag um zehn Uhr vor das Stadtgericht lud.

Paul wurde todtenblaß, und sank ohnmächtig auf einen Stuhl. Der Vater aber ging in großen Schritten im Zimmer auf und ab, und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

Durch die Bemühungen der Mutter, die ihm wohlriechende Sachen vorhielt, und die Schläfe mit Essig bestrich, wurde Paul wieder zu sich selbst gebracht. Er hatte aber von nun an keinen ruhigen Augenblick mehr, und die ganze Nacht hindurch wollten seine Augen sich nicht schließen.

Als endlich die gefürchtete Stunde schlug, fingen Pauls Thränen wieder an zu rinnen. Mit zitternder Hand ergriff er seinen Hut, und folgte leise schluchzend seinem Vater, der ohne ein Wort zu sagen, vor ihm herging.

Schon wartete ihrer der Stadtrichter mit seinen Beisitzern und Schreibern, die alle um einen großen Tisch saßen.

Herr Schickedanz, redete der Richter ihn an, es ist bei dem Gerichte eine sehr unangenehme Anzeige in Betreff Ihres Sohnes gemacht worden. Er hat in seinem Garten mit Schroten geschossen, und hat einen Soldaten am Bein verwundet, der nunmehr auf die Bestrafung des Thäters dringt, und Schmerzengeld, Schadloshaltung für seinen Zeitverlust und die Kurkosten verlangt. — Er gab ihm hier die Klagschrift des Verwundeten zu lesen.

Leider ist die That nur allzuwahr, sprach Herr Schickedanz; Paul handelte wider die Gesetze, und mein ausdrückliches Verbot. Indeß, sprach er . . . (Hier sagte er dem Stadtrichter etwas leise ins Ohr, und Paul bekam Befehl abzutreten.)

Herr Schickedanz führte nunmehr alles an, was einigermassen zur Entschuldigung seines Sohns dienen konnte, seine Jugend, den entlegenen Ort im Garten, wo der Schuß geschah, und man hinter der Hecke keinen Menschen vermuthen konnte, die Reue des Thäters, und so weiter; allein umsonst; der Richter versprach wohl, die Strafe so viel möglich zu lindern, aber ganz erlassen konnte er sie nicht.

Paul wurde jetzt wieder zurückgerufen, und über den Vorfall verhört. Alle seine Antworten wurden aufgeschrieben (zu Protokoll genommen,) und da er die ganze That, wie sie in der Klagschrift enthalten war, eingestehen mußte, so wurde er zu zwanzig Ruthenhieben, und zur Bezahlung aller Kosten verurtheilt.

Jetzt fingen Pauls Thränen aufs neue an zu fließen. Ach wie er bat, wie er weinte, wie er schluchzte, wie er seinem Vater in die Arme fiel, und um Erbarmen flehte. Es war umsonst; durch alle Vorstellungen konnte Herr Schickedanz nur eine Verminderung der Ruthenstreiche bewirken, und die sehr bedeutenden Kosten mußten ohne Gnade bezahlt werden.

Paul stand seine Strafe im Vorsaal der Gerichtsstube in Gegenwart aller Gerichtspersonen und der Gerichtsdiener aus. Er wurde aber nach seiner Zurückkunft krank vor Schaam und Schrecken, und lag acht Tage lang an einem gefährlichen Fieber hart darnieder.

Als er endlich wieder hergestellt war, entstand die Frage, wie nunmehr die Kosten bezahlt werden sollten, denn der Vater wollte einmal, aller Bitten der Mutter ungeachtet, sich nicht dazu verstehn. Er sagte, er sey unschuldig, und nie müßte der Unschuldige für den Schuldigen büßen.

Ach so nehmen Sie meine Pathengelder, meine silbernen Löffel, meine Kleider, nehmen Sie alles was ich habe, sagte Paul traurig.

Auch das gebe ich nicht zu, erwiederte der Vater. Du mußt das Geld durch deiner Hände Arbeit verdienen; es wird zwar etwas langsam damit hergehen; wenn du mir aber versprichst, es in Zeit von einem Jahr völlig abzuarbeiten, so will ich dir es inzwischen vorstrecken, und dich aus deiner Verlegenheit retten.

Aber ach, was soll ich arbeiten, seufzte Paul; wie soll ich in Zeit von einem Jahr eine solche Geldsumme verdienen?

Ich habe glücklicher Weise eben jetzt viel zu schreiben, erwiederte der Vater. Es sind Auszüge aus einer Menge Bücher zu machen, die ich dir nach und nach geben will. Für jeden Bogen, den du mir sauber kopirst, erhältst du zwei Groschen.

Freudig nahm Paul den Antrag an, und nun fiel ihm ein schwerer Fels von Herzen. Den ganzen Sommer durch stand er Morgens um fünf Uhr auf, und im Winter um sechs Uhr, und siehe, ehe noch drei Vierteljahr verstrichen, war alles abgezahlt.

Von nun an hörte Paul aufmerksam auf alle Warnungen seiner Aeltern, und entsagte ganz dem gefährlichen Schießen. Des Arbeitens und des frühen Aufstehens wur-

de er aber durch diesen Vorfall so gewohnt, und erlangte dabei so viele nützliche Kenntnisse, daß er es selbst nach der Abzahlung seiner Schuld noch fortsetzte. Der Vater bezahlte ihm nach wie vor, etwas gewisses für jeden Bogen, den er schrieb, und dieses Geld wurde von ihm zu nützlichen Büchern und manchen schönen Kleidungsstücken angewendet.

Lottchen, die niemals fertig wird.

Lottchen war ein gutes Mädchen; sie liebte ihre Aeltern, war wirthschaftlich, lernte fleißig, und zeichnete sich durch manche schöne Talente vor ihren Freundinnen aus; dabei aber hatte sie unter andern Fehlern auch diesen, daß sie alles, was sie zu thun hatte, zu spät anfing, und nie zu rechter Zeit fertig wurde.

Ging die Mutter aus und Lottchen sollte sie begleiten, so fehlte immer am Ende noch etwas an ihrem Anzug; es mußte noch dieß und das gemacht, eine Nadel angesteckt, eine Schleife gebunden werden; und glaubte man, sie sey nun endlich fertig, so fehlten die Hand-

schuhe, oder sie konnte ihren Sonnenschirm oder ihren Shawl nicht finden. Unten am Hause fiel ihr endlich noch ein, daß sie den Schlüssel an ihrer Kommode hatte stecken lassen, sie mußte also nochmals zurück und ihn abziehen.

Befand sich daher Lottchen bei einer Gesellschaft, so war sie sicher im Nachzug anzutreffen; oft keuchte sie sogar ganze Gassen lang hinter her, denn ihre Freundinnen, die sie schon kannten, waren nicht immer aufgelegt, auf sie zu warten. Dadurch entstand nun bei ihr auch die häßliche Gewohnheit, in ungeheuern Schritten durch die Strassen zu schreiten, und den Kopf vor den Füßen voraus gehen zu lassen.

Am Sonntag war immer Lottchen die letzte in der Kirche. Sobald sie der Kirchner hereintreten sah, verschloß er die Thüren; denn nun kam niemand mehr.

Beim Frühstück, beim Mittag- und Abendessen, setzte sich Lottchen zuletzt zu Tisch, und war die letzte, die wieder aufstand. Wenn alle schon abgegessen hatten, tafelte nur Lottchen noch.

Einst saß die Familie an einem schönen Morgen beim Frühstück, als die Schauspielanzeige gebracht wurde. Es sollte eine große Oper aufgeführt werden, auf welche Lottchen sich schon lange freuete, denn sie hatte von ihrem Vater das Wort, daß sie solche sehen sollte. Ihr Ver-

gnügen, wie man leicht denken kann, war groß; sie sprang auf und tanzte mit dem Papier in dem Zimmer herum. — Aber ach! ich habe ja Karolinen versprochen, diesen Nachmittag mit ihr und Ludwig in den Garten zu gehen? Doch was thut das? Erst um sechs Uhr fängt das Schauspiel an, und um vier Uhr sind wir schon wieder zu Hause. Ich gehe also vorher in den Garten.

Bei neuen und großen Stücken, sprach die Mutter, muß man immer früher erscheinen, wenn man einen guten Platz finden will; wir müssen also schon eine halbe Stunde vorher gehen, und weil du dich erst anzukleiden hast, so darfst du nicht länger, als spätestens fünf Uhr bleiben. Richte dich also darnach.

Ich sage Ihnen liebe Mutter, daß ich um vier Uhr schon wieder zu Hause bin, erwiederte Lottchen, und darauf können Sie sich verlassen.

Nachmittag wurde wirklich die Gartenpartie gemacht; aber es schlug vier Uhr, und Lottchen kam nicht; auch fünf Uhr schlug die Glocke, und sie war noch nicht da.

Der Mutter wurde bange, Lottchen möchte nun mit ihrem Putz nicht mehr fertig werden; indessen hoffte sie doch noch immer, sie würde zu rechter Zeit erscheinen; allein auch die letzte halbe Stunde harrte sie vergeblich.

Unwillig über Lottchens unverzeihliches Außenbleiben, nahm sie jetzt ihre Handschuhe, pochte bei einer Freundin an, und ging mit ihr allein in das Schauspiel. Mag die Zauberin zur verdienten Strafe zu Hause bleiben, dachte sie bei sich selbst; warum soll ich mich ihretwegen mit einem schlechten Platz begnügen; sie ist einer solchen Aufopferung nicht werth.

Eben schlug es sechs Uhr, als Lottchen mit ihrer Freundin sorglos zum Thor herein spazierte Sie zählte die Glockenschläge, und Schrecken fuhr durch alle ihre Glieder. Ach Himmel, schrie sie, was wird meine Mutter denken, da ich sie so lange warten lasse. Eile liebes Karolinchen, eile.

Lottchen zog ihre großen Schritte jetzt noch größer, und schoß durch die Straßen, mit einer Eilfertigkeit, die Aufsehen erregte; allein umsonst, sie traf die Mutter nicht mehr zu Hause, und nun erhob sie ein Jammergeschrei, und ein Thränenguß stürzte über ihre erhitzten Wangen.

Sie faßte sich indessen bald wieder, und wollte ihr nacheilen; allein wie konnte sie sich ankleiden? Alle Schränke und Kommoden waren verschlossen, und kein Schlüssel war zu finden.

Vielleicht hat sie die Mutter bei der Tante abgegeben, dachte Lottchen, und eilte, da sie nicht sehr fern

wohnte, zu ihr hin; aber auch diese Hoffnung war vergeblich.

Neue Thränen entquollen ihren Augen. Ach beste Tante, sprach sie, können Sie mir denn nicht indessen leihen, was ich brauche; nur einige Kleidungsstücke und Geld zur Entree.

Liebes Lottchen, antwortete die Tante, ich kann hier nichts für dich thun; ich glaube deine Mutter hat dich absichtlich zur Strafe für deine Saumseligkeit zu Hause gelassen; ich würde daher schlechten Dank ärndten, wenn ich durch eine unzeitige Dienstfertigkeit ihre Absicht vereiteln, und dir eine wohlthätige Lektion ersparen wollte. Mein Rath ist vielmehr, du fügest dich für heute gelassen in dein Schicksal, und suchest einen Fehler abzulegen, der dich allen deinen Freunden beschwerlich macht. Lerne alles was du thust, zu rechter Zeit anzufangen, nicht unnöthig dabei zu verweilen, und dich immer zu bestreben, etwas früher fertig zu werden, als es nöthig ist.

Ach die Oper, die schöne Oper, schluchzte Lottchen; schon ein Jahr lang freue ich mich darauf, und sie wird vielleicht den ganzen Winter nicht mehr gegeben. Ach Tante, Tante, die schöne Oper!

Gutes Lottchen, sprach die Tante lächelnd, du hast schon unzähligemal die Kirche versäumt, aber nie habe ich dich deswegen so untröstlich gesehen; nie habe ich dich

jammern hören: Die schöne Predigt, die schöne Predigt. — Besänftige dich, wenn du mir glaubst, und mache dich von heute an durch die Ablegung deines Fehlers des vielen Vergnügens, das dir deine Aeltern gönnen, immer würdiger.

Der Tante Vorstellungen halfen freilich in dem ersten Augenblick des Schmerzens nur wenig; als aber Lottchens Blut wieder ruhiger geworden war, fing sie an über die Folgen ihrer Saumseligkeit in ihrem ganzen Beginnen nachzudenken, und von nun an faßte sie den festen Entschluß sich zu bessern; und an ihr bewährte sich bald die Wahrheit, daß der Mensch alles vermag, was in seinen Kräften steht, und was er ernstlich will.

Bald war Lottchen die erste in der Kirche; die erste bei einem Spaziergang, die erste, welche vom Tisch aufstand.

Etwas später lernte sie einsehen, daß selbst die schönste Figur durch Grazie muß veredelt werden, und daß ein unanständiger Gang, ein übler Anstand, ein gemeines Benehmen, das niedlichste Gesicht im Schatten stellt.

Der Feuerlärm.

Ruhig saß an einem Winterabend nach Tische Herr Stark mit seiner Gattin und seinen Kindern am Kamin, und unterhielt sich mit ihnen von mancherlei Dingen, als er plötzlich durch einen ungewöhnlichen Lärm in der Straße unterbrochen wurde. Eine Menge Personen die ab- und zuliefen, gellende und verwirrte Stimmen, die sich einander überschrieen, ein ängstliches Jammern das von allen Seiten erschallte, dieß alles verkündigte bei so später Abendstunde nichts gutes. Herr Stark sprang erschrocken an das Fenster, und allenthalben ertönte durch die Straßen der schreckliche Ruf Feuer. Und wo denn, schrie er mit beklemmtem Herzen einen Vorüberlaufenden an? Hart an Ihrem Hause, ward ihm zur Antwort, bei Ihrem Nachbar Fuchs.

Indem sie noch redeten, schlug schon die Flamme zu dem obern Fenster heraus, und der Tumult nahm zu. Herr Stark eilte hinab, ob er vielleicht zu der Rettung eines Menschenlebens etwas beitragen könnte, und wirklich gelang es ihm, Philipp, Herrn Fuchsens einzigen Sohn, halb verbrannt aus den Flammen zu ziehen, und mit Beihülfe der Nachbarn in ein entlegenes Haus zu

tragen. Madam Fuchs, deren Gatte zum Unglück abwesend war, beschäftigte sich indessen mit der Rettung ihrer andern Kinder, und ihrer besten Habseligkeiten.

Indeß wirbelten die Trommeln, die Glocken schlugen an, das Horn des Wächters ertönte, die Feuerlaterne wurde ausgehängt, die Spritzen und Feuerleitern rollten heran, von allen Seiten strömten Menschen mit Wassergefäßen und rüstigen Armen zur Hülfe herbei. So gelang es ihnen nun endlich das Feuer zu löschen; aber das ganze obere Stockwerk von Herrn Fuchsens Hause, mit allem was darin war, brannte nieder; zwei seiner Kinder wurden schwer beschädigt, und alles schöne Geräthe, das sich im untern Theil des Hauses befand, wurde durch das Wasser verdorben, und — sollte man es glauben? — vieles ward auch von gewissenlosen Menschen gestohlen. Der Eigenthümer verlor durch diesen unglücklichen Zufall sein halbes Vermögen.

Nicht viel besser erging es den Nachbarn, die zwar nicht durch das Feuer, wohl aber durch das Wasser und die Raubsucht eines gottvergessenen Gesindels, das sich unter dem Vorwand, zu helfen, in ihre Häuser drang, um einen großen Theil ihres Eigenthums kamen. Und dabei durften sie sich noch Glück wünschen, daß sie nicht alles verloren, denn wie oft werden nicht durch einen solchen Brand ganze Straßen, ja ganze Städte eingeäschert?

Als das Feuer gelöscht war, entstand die Frage, wie ist es ausgekommen? Und da fand sich, daß es durch die Schuld des jämmerlich verbrannten Philipp entstanden war. Dieser unglückliche Jüngling hatte die gefährliche Gewohnheit, im Bette bei Licht zu lesen, und öfters dabei einzuschlafen. Oft, sehr oft hatte ihn Vater und Mutter vergeblich gewarnt; er antwortete immer, er lese schon seit zwei Jahren auf solche Art, und nie sey ihm der geringste Unfall widerfahren. Es wurde hierauf der Magd verboten, ihm Licht zu geben, aber er wußte es sich heimlich zu verschaffen. Endlich strafte sein Ungehorsam sich selbst, das Licht ergriff wahrscheinlich einen Vorhang des Bettes, während er schlief, und als er erwachte, lag er mitten in Flammen; er wollte sich retten, allein der Rauch, der das ganze Zimmer erfüllte, ließ ihn die Thür nicht finden, und so sank er von Dampf und Todesangst betäubt ohnmächtig zu Boden, und verbrannte beinahe ganz, ehe Herr Stark ihm zu Hülfe eilen konnte.

Zwei Monate lag er jetzt Höllenqualen leidend unter den Händen des Wundarztes; lange zweifelte man an seinem Aufkommen, und als er endlich wieder hergestellt wurde, blieb doch Gesicht und Körper lebenslänglich mit gräßlichen Schrammen bedeckt.

Nicht viel weniger unglücklich war eine seiner Schwestern, welcher durch einen herabstürzenden Balken der rechte Fuß zerschmettert wurde.

Lange war dieser Brand das Gespräch der ganzen Stadt. Seht Kinder, sprach Herr Stark, als man sich von der ersten Unruhe wieder ein wenig erholt hatte, so viel Unglück kann durch die schreckliche Gewohnheit im Bette bei Licht zu lesen, über mehrere Familien gebracht werden. Philipp wurde so oft gewarnt; der Thor aber glaubte, weil ihm sein Frevel hundertmal gelungen war, so würde er ihm immer gelingen. Durch seinen Ungehorsam liegt ietzt das halbe Haus seiner Aeltern in der Asche; ihr halbes Vermögen ist dahin, die Nachbarn haben einen großen Theil des ihrigen verloren, seiner Schwester wurde der Fuß zerschmettert, und er selbst ist in den Flammen beinahe umgekommen. Laßt liebe Kinder, laßt euch dieses schreckliche Beispiel zur Warnung dienen, leset niemals im Bette bei Licht, und gehet durchaus vorsichtig mit dem Feuer um!

Die Kinder versprachen das, und das Unglück, wovon sie Zeuge gewesen waren, hatte auf sie alle einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie nie in Versuchung geriethen, ihr Wort zu brechen.

Theodor, der allzuschwere Lasten hebt.

Die ganze Hegersche Familie war an einem schönen Herbsttag in ihrem Garten mit der Benutzung des Obstes beschäftiget. Vater und Mutter suchten die schönsten Früchte aus zum Aufbewahren auf das Spätjahr oder auf den Winter; Minnchen und Karoline schälten und schnitten das schlechtere Obst zum Dürren; Theodor holte für alle neuen Vorrath aus den großen Säcken in dem Gartenhause herbei, denn sämmtliche Arbeiter hatten sich unter eine grüne Laube mitten in den Garten gelagert.

Um sich die vielen Gänge zu ersparen, lud Theodor den Korb, in welchem er das Obst zutrug, außerordentlich voll. Der Vater aber sah das ungern, aus einem doppelten Grunde, denn erstlich besorgte er, daß Theodor über seine Kräfte heben, und sich Schaden zufügen möchte, und zweitens sah er, daß viele schöne Früchte über den gehäuften Korb herabfielen, die alsdann nicht zum Aufbewahren zu gebrauchen waren, weil sie leicht faulten, und die übrigen ansteckten.

Herr Heger warnte daher öfters seinen Theodor; aber Theodor wollte nicht hören. Was soll ich mir denn für einen Schaden zufügen, dachte er; was zu schwer ist,

läßt sich ja ohnehin nicht heben, und was sich heben läßt, das schadet nicht. Daß das Obst auf die Erde fällt, ist aber freilich nicht gut, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es leicht fault, wenn es verletzt wird. Aber da ist ja leicht zu helfen; ich darf statt des Korbes nur einen Sack nehmen.

Gesagt, gethan! Theodor ergriff einen halbleeren Sack, der im Gartenhaus stand und suchte ihn, so wie er war, auf seinen Rücken zu laden und fortzuschleppen. Aber was geschah? Der Sack war zu schwer, die Anstrengung ging über des Knaben Kräfte; der arme Theodor zersprengte sich das Netz im Leibe, und sank mit einem lauten Schrei zu Boden.

Vater, Mutter, Schwestern, die ganze Familie lief bei seinem kläglichen Gewimmer herbei; man suchte ihn aufzuhelfen; aber Theodor konnte nicht mehr stehen. Er mußte in einer Sänfte nach Hause getragen werden.

Die ganze Gartenfreude war nunmehr gestört; alle Arbeiten wurden eingestellt; die ganze Familie ging hinter der Sänfte betrübt nach Hause.

Doch was wäre die Trauer eines einzigen Tages gewesen, wenn der unglückliche Theodor hätte gerettet werden können? Allein umsonst; alle Bemühungen der Aerzte waren vergeblich; er starb nach wenigen Tagen unter schrecklichen Schmerzen.

Seht Kinder, sprach der Arzt zu den Freunden des Verblichenen, die weinend um sein Sterbebette herum standen, so gefährlich ist es für Kinder, und selbst für erwachsene Personen, allzuschwere Lasten zu heben. Laßt euch durch Theodors trauriges Beispiel warnen, und glaubt der Erfahrung eurer Aeltern und Freunde mehr, als einem jugendlichen Eigendünkel, der schon so viele Kinder um Gesundheit und Leben gebracht hat.

Wilhelm.

Vater, sprach Wilhelm Scheller, ich gehe nicht mehr in die Zeichenstunden. Was lernt man denn da? Augen, Ohren, Köpfe und Landschäftchen zeichnen, und wozu hilft mir dieser Plunder? Ich verlange weder ein Maler noch ein Kupferstecher, noch ein Bildhauer, noch ein Baumeister zu werden. Kann ich also nicht diese Zeit viel besser anwenden, wenn ich zu Haus ein gutes Buch lese?

Die Zeichenkunst, antwortete der Vater, ist von weit größerem Nutzen als du glaubst, sie dient nicht nur dem

Maler, Kupferstecher, Bildhauer, sondern ist auch nützlich für eine Menge anderer Handwerker und Künstler. Mein Wille ist daher, daß du deine Anlagen zu dieser edeln Kunst benutzen und keine Zeichenstunde versäumen sollst.

Wilhelm wollte neue Einwendungen machen; aber der Vater hörte ihn nicht an. Er bat im Gegentheil dessen Lehrer ihn scharf in das Auge zu fassen, und nicht zuzugeben, daß etwa die Lehrstunden mit Spielen zugebracht, oder wohl gar versäumt würden.

Wilhelm zeichnete also fort, und jemehr er an Fertigkeit zunahm, desto mehr fand er Vergnügen an einer Kunst, die er anfangs so sehr verachtete.

Die Schuljahre verflossen, und Wilhelm widmete sich der Handlung. Er mußte ein- und auspacken, zählen, wiegen, rechnen, schreiben den ganzen Tag; das alles kam ihm anfangs äußerst langweilig vor; aber er bezwang seinen ersten Widerwillen, wie er ihn bei der Zeichenkunst bezwungen hatte, und nach und nach ging alles leichter.

So verstrichen Wilhelms Lehrjahre. Er kam bald als Gehülfe in ein großes Handlungshaus, in welchem er sich die Liebe und das Zutrauen seines Prinzipals, des Herrn Prenninger, zu erwerben wußte. Er bezog die Messen, und wurde seinem Herrn nützlich durch eine

Menge niedlicher Zeichnungen, die er von neuerfundenen fremden Fabrickwaaren entwarf, nach welchen sogleich auch inländische Arbeiten in Herrn Prenningers Fabricken bestellt, und mit großem Vortheil verkauft wurden.

Wilhelms Fertigkeit in der Zeichenkunst, verbunden mit seinen gefälligen Sitten, seiner Höflichkeit und seinem guten Verstand, bestimmte seinen Herrn, ihn vor allen andern Handlungsbedienten zu seinem Reisenden zu wählen. Welche Freude, welches Glück für Wilhelm, der so begierig war, die Welt zu sehen! Er erhielt einen bequemen Reisewagen und Postpferde, mit welchem er erst Lyon besuchte, und dann das ganze südliche Frankreich, Ober- und Unter-Italien durchreißte.

Er erwarb auf dieser Reise seinem Prinzipal eine Menge nützlicher Freunde, verschaffte ihm ansehnliche Bestellungen, und brachte ihm eine dicke Brieftasche voll Zeichnungen von allerlei Maschinen und Waaren mit nach Hause. Dadurch wurden Herrn Prenninger die Reisekosten nicht nur reichlich vergütet, sondern seine Handlung hatte auch bleibenden Nutzen davon, denn ihre Geschäfte wurden von jetzt an beinahe noch einmal so bedeutend als vorher.

Bald nach seiner Zurückkunft bat Wilhelm um die Erlaubniß seine Aeltern besuchen zu dürfen und erhielt sie. Er überraschte Vater und Mutter eines Abends, als sie

eben mit seinen Geschwistern bei Tische saßen, und mit herzlicher Liebe sich seiner erinnerten. Ach Wilhelm, Wilhelm, schrieen sie alle, als sie den Fremdling recht betrachtet, und seine Gesichtszüge wieder erkannt hatten; bester Wilhelm wir umarmen dich wieder. Freudenthränen flossen aus allen Augen; keines wollte ihn mehr aus seinen Armen lassen. Als aber unter Herzen und Küssen die ersten wonnigen Augenblicke vorüber gegangen waren, wurde der theure Gast mit tausend Fragen bestürmt; er mußte in der Kürze den ganzen Verlauf seiner Reise erzählen und er befriedigte die Neugier aller, in so weit es die Zeit noch gestattete. Das Beste folgte aber erst den andern Morgen. Wilhelm erschien da beim Frühstück mit einer großen Mappe voll Zeichnungen, die er auf seiner Reise entworfen hatte. Alle merkwürdigen Städte, alle interessanten Gegenden, alle Denkmäler der Kunst und Natur, prächtige Gebäude, künstliche Brücken, Alterthümer, Gebirge, Wasserfälle, niedliche Landhäuser, kurz von allem was ihm Schönes auf seiner langen Reise vorgekommen war, fanden sich hier Zeichnungen, und er machte, von seinen Verwandten umgeben, die lange Fahrt in wenigen Stunden zum zweitenmal.

Alles war ihm wieder so gegenwärtig als ob es vor ihm stände, und erinnerte ihn an tausend Umstände, die seinem Gedächtniß sonst entfallen seyn würden. Seine

lieben Freunde aber sahen durch seine Zeichnungen eine Menge Dinge klar vor Augen, die er ihnen durch Worte nie so deutlich würde haben beschreiben können.

Als er endlich mit seiner Kunstmappe zu Ende war, klopfte ihm der Vater lächelnd auf die Schulter. Ich hoffe mein Sohn, sprach er, du wirst jetzt besser als vor zehn Jahren einsehen, wozu die Zeichenkunst im menschlichen Leben nützlich ist. Wie viel Vortheile hätte dein Herr, wie viel Vergnügen hättest du entbehrt, wenn du dich deiner ersten Abneigung überlassen hättest!

Tausend Dank, sprach Wilhelm, indem er mit einem Kuß seinen Arm um des Vaters Nacken schlang, tausend Dank, daß Ihre Weisheit meinem jugendlichen Unverstand zu Hülfe kam.

Sie verlebten acht glückliche Tage beisammen, und trennten sich gestärkt durch die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens.

J. Ude gez.

F. Fleischmann sc.

Schwesterliebe.

Schwesterliebe.

Auf einer bekannten Universität pflegten die Studierenden in ihren Feierstunden sich unter manchen muthwilligen Scherzen an den schönsten Früchten der Jahrszeit satt zu essen.

Einst zur Zeit der Kirschen erschien ein kleiner Junge, der emsig alles auflas, was sie nicht essen mochten, und wenn er ein Händchen voll Kirschen erhascht hatte, schnell damit verschwand, und wieder kam.

Die Begierde, mit welcher er nach dem schlechtesten Auswurf sprang, machte den Jünglingen Spaß; sie warfen ihm immer mehr Kirschen zu; zugleich aber wurde er bei manchen, das Ziel eines unbilligen Muthwillens; der eine schnellte ihm Kirschsteine ins Gesicht, der andere gab ihm von hinten einen Tritt, wenn er sich bückte, daß er fiel, der dritte reichte ihm statt Kirschen, Nasenstüber. Dieß alles aber machte den kleinen Mann nicht irre; er duldete ohne sich zu beklagen, alles was man mit ihm vornahm, und so oft er eine Hand voll Kirschen hatte, sprang er damit hinter eine Bude.

Der Junge muß ein gewaltiger Kirschenfreund seyn, sprachen einige Studenten lachend, er würde sich gewiß für ein Körbchen voll peitschen lassen.

Einem unter ihnen, dem jungen Grafen von Plato, war es indessen aufgefallen, daß der Knabe immer mit seinen Kirschen hinter die Bude entsprang, und nicht so lange ausblieb, daß er Zeit gehabt hätte, sie zu essen. Er machte seine Freunde aufmerksam darauf, und nun glaubten sie allgemein, er habe in irgend einem Winkel ein Kirschenmagazin angelegt. Sie nahmen sich vor, ihn abzulauern.

Der Graf warf seinen halben Korb voll Kirschen auf die Erde; in einem Augenblick hatte der Kleine aufgelesen, so viel in seine Hände und Taschen ging, und war damit entsprungen.

Jetzt schlichen sie ihm nach und sahen, daß er mit vergnügter Miene, alles in den Schoos eines kleinen Mädchens niederlegte, der er freundlich dabei die Wangen streichelte und sie fragte, ob es ihr schmeckte? Er selbst aber aß nicht eine einzige Kirsche, sondern suchte zurück zu eilen, und auch die übrigen abzuholen. Allein in diesem Augenblick traten die Studierenden aus ihrem Hinterhalt hervor und umrangen ihn.

Also nicht für dich, sondern für dieses Mädchen hast du die Kirschen aufgelesen, fragte der Graf den ver-

lüfften Knaben. Sprich einmal Junge, wer ist diese Kleine?

Es ist meine Schwester, antwortete Görge ganz betreten.

Deine Schwester? also deiner Schwester wegen hieltest du Fußtritte, Nasenstüber und alles aus, was wir mit dir vorgenommen haben? Sieh Junge, du bist eine gute Seele, und wir glaubten, du seyst nur ein Naschmaul. Komm her mit deiner Schwester, ihr sollt Kirschen genug haben. Wie heißt ihr denn beide?

Sie heißt Margarethe und ich Görge?

Also Kirschen her für Margarethen und Görgen. Kirschen von den allerschönsten. Da füllet eure Taschen, esset euch satt, und kommt alle Tage um diese Stunde auf den Markt, ihr sollt Kirschen, und wenn sie vorbei sind, auch anderes Obst genug haben.

Die Kinder wußten sich vor Vergnügen nicht zu fassen, und Görgen machte die Freude feuerroth.

Warum hast du denn aber deine aufgelesenen Kirschen nicht lieber selbst gegessen? fragte letzteren einer der Studierenden.

O, sagte Görge, ich komme täglich auf den Markt, und da findet sich immer ein wenig Obst für mich; aber das arme Margarethchen bekommt zu Haus gar nichts, denn unsere Mutter hat kein Geld; sie verdient kaum so

viel, daß sie uns Brod geben kann, seitdem unser Vater gestorben ist.

„Armer Schelm, du hast also keinen Vater mehr, erwiederte der Graf. Und wenn deine Mutter nicht so viel verdient, daß sie euch Obst kaufen kann, so werden wohl die Braten noch seltener seyn?"

Görge sah den Grafen schalkhaft an, und lächelte stillschweigend, gleich als ob er sagen wollte, wie können Sie bei uns an Braten denken!

Der Graf verstand ihn. Nun, sagte er, ich will euch Geld zu Braten geben. Da nehmt diesen Thaler, und macht euch damit einen vergnügten Tag.

Nimm auch dieß zur Entschädigung für die Fußtritte, sagte ein anderer.

Und dieß für die Steine, die wir dir ins Gesicht geworfen haben.

Und dieß für die Nasenstüber.

Görge wurde von allen Studierenden reichlich beschenkt. Er dankte ihnen mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen, und eilte mit seiner Beute davon.

Görge, Görge, rief ihm der junge Graf nach, komm morgen Mittag zu mir in den wilden Mann, ich will da weiter mit dir reden.

Als beide Geschwister fort waren, lobten selbst die rohesten Jünglinge die Liebe des Knaben für seine Schwe-

ster, und alle freuten sich noch lange nachher, daß sie sie beide so reichlich beschenkt entlassen hatten.

Den nächsten Tag ermangelte der kleine Görge nicht, sich in dem wilden Mann einzufinden.

Nun Kleiner, wie hat der Braten geschmeckt? redete ihn der Graf an.

Görge lächelte. Kinder wie wir, sagte er verschämt, brauchen keine Braten.

Und was habt ihr denn mit dem Geld angefangen, fragte rasch der Graf?

Ach, was meine Mutter über diese unerwartete Hülfe für eine Freude hatte, erwiederte Görge!

Sie war seit einem halben Jahr den Hauszinß schuldig, und wir sollten ausziehen und unser Bett zurücklassen, weil wir nicht bezahlen konnten: Jetzt aber ist alles bezahlt, und die Mutter sagt, ein warmes Bett im Winter sey besser als Braten.

Da hat sie freilich recht, aber deßwegen sollt ihr heute doch alle Braten essen.

Der Graf schellte, und sein Bedienter Johann bekam Befehl, Braten aus dem Gasthof zu holen, und ihn dem Knaben mit nach Haus zu geben.

Schon früher war ein Schneider bestellt worden, um Görgens Größe in Augenschein zu nehmen, denn er woll-

te noch dieselbe Woche beide Kinder neu gekleidet ihrer Mutter nach Haus schicken.

Schon drei Tage darauf geschah das wirklich. Beide Geschwister wurden in das Quartier des Grafen berufen, und von Kopf bis auf die Füße nicht prächtig, aber reinlich angethan, mit einem Päckchen neuer Wäsche unter dem Arm, ihrer glücklichen Mutter zurückgeschickt.

Kaum waren sie eine halbe Stunde weg, so wurde eine Frau bei dem Grafen gemeldet, die ihn zu sprechen verlangte. Es war Philippine Küttner, die Mutter beider Kinder.

Herr Graf, sprach sie, — aber Thränen erstickten ihre Stimme, und sie mußte inne halten — Sie sind der Wohlthäter meiner Kinder geworden, fuhr sie fort, als sie sich ein wenig gefaßt hatte; lesen Sie meinen Dank in meinen Thränen. Sie müssen gute, gute Aeltern haben, weil sie von Gott durch einen solchen Sohn belohnt wurden; aber auch Sie werden einst zum Preis Ihrer Wohlthätigkeit ein glücklicher Vater werden. Ich bin arm, bester Herr, aber ruhig bei meiner Armuth, durch die treue Anhänglichkeit meiner Kinder und ihre innige Liebe gegen einander. Sie haben mir einen Theil meiner Sorgen abgenommen; wir werden nun jetzt noch einmal so vergnügt leben als bisher, und uns täglich Ihrer Güte freuen.

Die Schwesterliebe Ihres Sohns verdiente eine Belohnung, sprach der Graf. Ich muß gestehen, daß ich den braven Jungen außerordentlich liebgewonnen habe. Wer sich so für seine Geschwister aufopfert, der kann kein schlechtes Herz haben.

Ach sprach die Frau, Sie glauben nicht, welche Liebe er für seine Schwester hat. Da gibt es Geschwister, die sich schimpfen, necken, raufen, stoßen, schlagen, sich jeder Kleinigkeit wegen bei ihren Aeltern angeben, sich nichts verzeihen, sich in nichts helfen; aber Gott sei Dank, von der Art sind nicht meine Kinder. Wenn eines von ihnen Strafe verdient hat, so bittet das andere für ihn; und wenn dessen ungeachtet die Strafe erfolgt, so weint es mit, und tröstet den Leidenden. Von Neid und Schadenfreude ist gar nicht die Rede.

Nun das freut mich, erwiederte der Graf. Ich werde auch Görgen nicht verlassen, so lange mein Aufenthalt in dieser Stadt dauert. Und gehe ich von hier ab, und er führt sich bis dorthin immer noch so gut auf, so kann man nicht wissen was geschieht.

Die Frau dankte nochmals mit Mund und Hand dem Grafen, der treulich sein Versprechen hielt, und Görgen, nebst seiner ganzen Familie, unermüdet unterstützte.

Als die Zeit seines Abgangs herannahete, erbot er sich, Görgen auf Reisen mitzunehmen. Die Mutter

überließ freudig Görgen seinem Wohlthäter, und nie hatte ein Herr einen treueren und eifrigeren Diener.

Nach seiner Zurückkunft lernte Görge auf Kosten seines Herrn ein Handwerk, um sich auf den Nothfall sein Brod selbst verdienen zu können; er kam aber nie in den Fall, von seiner erworbenen Geschicklichkeit Gebrauch zu machen; denn nach Verlauf seiner Lehrjahre wurde er anfangs der Kammerdiener, und in der Folge der Verwalter auf des Grafen schönstem Gute, wo er im besten Wohlstand seine übrigen Tage verlebte.

Daß aber Görge in seinem Glück, seiner Mutter und Schwester nicht vergaß, kann man von einem solchen Sohn und Bruder wohl erwarten. Er nahm seine Mutter zu sich, und seine Schwester, die sich in ihrer Vaterstadt verheirathete, wurde jährlich freigebig von ihm beschenkt.

Der ungerathene Schüler.

Friedrich Bartenstein war einer der unartigsten Schüler in der Schule zu Papenberg. Nie erschien er zu rechter Zeit in den Lehrstunden; wenn er in das Zimmer trat, grüßte er nie den Lehrer; stieg über Bank und Tisch auf seinen Platz, warf im Vorbeigehen seinen Mitschülern ihre Dintenfäßer um, trat auf ihre Bücher, erschütterte durch sein Auftreten die ganze Tafel, und hinderte dadurch die Schreibenden in ihrer Arbeit. Allgemeine Klagen erhoben sich wider ihn; Friedrich aber vertheidigte sich trotzig, und behauptete, es könne nicht anders seyn.

Saß er endlich, so ging es — nicht an das Lernen — sondern an ein Erzählen und Schwatzen, das kein Ende nahm. Alle die neben ihm saßen oder ihm gegenüber waren, wurden in ihrer Aufmerksamkeit gestört. Vergeblich gebot ihm der Lehrer zu schweigen; er machte sich ein Vergnügen daraus, den Lärm zu vermehren, und ihm seinen Unterricht zu erschweren. Er und noch einige andere von gleichem Gehalt, summeten, ohne den Mund zu verziehen, öfters wie ein Bienenschwarm, und verursachten dadurch ein solches Getöse, daß der Lehrer aufhören muß-

te zu sprechen. Wurden nun Untersuchungen über die Urheber des Unfugs angestellt, so wollte keiner der Thäter seyn, und da nie einer den andern verrieth, so war auch keiner zu überweisen.

Beinahe nie wußte Friedrich seine Lektion, oder er lernte sie wenigstens so schlecht, daß er Strafe für seine Nachlässigkeit verdiente. Wie konnte es aber anders seyn? Alle Zeit, die ihm die Schulstunden übrig ließen, brachte er auf der Straße bei schlechten Freunden zu, oder er ging mit ihnen in den Wald auf den Vogelfang, oder er fischte, oder er badete sich mit ihnen, oder fuhr Schlittschuh im Winter. An Lernen war da nicht zu denken. Gar oft versäumte er selbst die Schule, solcher edlen Beschäftigungen wegen. Setzte ihn aber der Schullehrer wegen seines Unfleißes oder seines Ausbleibens zur Rede, so log er ihm mit unglaublicher Dreistigkeit eine Entschuldigung vor, deren Wahrheit sogleich von einigen andern Pürschchen gleichen Gelichters bestätiget wurde. Hinter dem Rücken des Lehrers aber, oft sogar ihm ins Gesicht, lachte er seiner Leichtgläubigkeit; wenn ihm Vorstellungen gemacht wurden, so verhöhnte und verspottete er ihn, oder kränkte ihn durch unartige und trotzige Antworten. Erhielt er aber, wenn er auf Bosheiten ertappt wurde, wirklich eine Strafe, so raffte er seine Bücher zusammen, lief aus der Schule, drohete nie wieder zu kom-

men, läſterte und verläumdete ſeinen Lehrer, und warf ihm mehr als einmal Abends die Fenſter ein.

Friedrich glaubte auf ſolche Art den Mann, dem ſeine Unterweiſung anvertraut war, zu grämen; aber er ſchadete ſich ſelbſt am meiſten, denn er blieb roh und unwiſſend. Er lernte weder fertig leſen, noch ſchön und richtig ſchreiben, vielweniger rechnen; Knaben, die kaum halb ſo alt waren als er, übertrafen ihn weit an Kenntniſſen.

Die nächſte Demüthigung, welche ihm ſeine Unwiſſenheit zuzog, erfuhr er, als er zum erſtenmal zum Abendmahl gehen ſollte. Er wurde vor der ganzen Gemeinde verſtoßen, und angewieſen, ſich erſt im folgenden Jahr wieder zu melden, wenn er ſich getraute beſſer zu beſtehen.

Die zweite Kränkung war dieſe, daß er ſeiner Unfähigkeit wegen nicht Kaufmann werden konnte, wie er es wünſchte. Was ſollte ein Handelsmann mit einem Lehrling anfangen, der weder rechnen, noch ſchön und richtig ſchreiben gelernt hatte?

Zu einem mechaniſchen Gewerb hatte Friedrich weder Luſt noch Geſchick. Er bat daher ſeinen Vater, ihm die Jägerei lernen zu laſſen.

Das geſchah. Friedrich lernte recht brav ein Reh und einen Haſen ſchießen; allein das war noch nicht genug. Er ſollte auch Forſtrechnungen und Forſtanſchläge

machen, Berichte erstatten, Risse entwerfen, und das alles wollte nicht gehen.

Als daher seine Lehrzeit zu Ende war, konnte er keine neue Stelle finden. Allenthalben zog man den geschickten Diener dem ungeschickten vor. Friedrich blieb also sitzen und wußte nicht, wie er sich sein Brod verdienen sollte, denn sein Vater war todt.

Von Noth und Mangel gepreßt, sah er sich am Ende ganz wider seine Neigung gezwungen, Kriegsdienste zu suchen. Er wurde aber blos als Gemeiner bei einer Jägerkompagnie angenommen. Zwar avancirte er nach sechs Jahren bis zur Korporalswürde, weiter aber konnte er es nie bringen, denn allenthalben standen ihm geschicktere und verständigere Jünglinge im Wege.

Unter solchen Umständen brach der vorletzte Krieg zwischen Frankreich und Oestreich aus. Friedrich hoffte, daß nunmehr das Feuer der Franzosen, unter denen die ihn hinderten, aufräumen, und ihm Platz machen würde. Mit nicht geringer Freude sah er wirklich in der Schlacht bei Ulm, diesen und jenen fallen, der ihm vorgezogen worden war; er that sein möglichstes, sich einigermassen auszuzeichnen und die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen; aber ach! in jener traurigen Schlacht war für die Deutschen keine Ehre zu erfechten. Ganze Glieder um ihn her wurden von dem Kartätschenfeuer nieder-

geriſſen und ihm ſelbſt zerſchmetterte eine Kugel den rechten Arm. Etnige Minuten darauf hieb die Kavallerie in ſein Regiment ein; es entſtand eine allgemeine Flucht. Auch Friedrich ſuchte zu entkommen, allein er wurde eingeholt, durch einen Säbelhieb über den Kopf zu Boden geſtreckt, und elendiglich von den Pferden zertreten.

Halb todt blieb er bis zum folgenden Morgen in einer kalten Nacht auf dem Schlachtfelde liegen. Erſt als es ruhiger ward, wurde er nebſt andern Verwundeten auf einen Wagen geladen, und in ein Feldſpital gebracht.

Unter den grauſamſten Schmerzen mußte ihm jetzt die Kugel aus ſeinem zerſplitterten Arm gezogen, und ſeine Kopfwunde verbunden werden. Letztere war weder tief, noch gefährlich, und ſie wurde bald geheilt; der rechte Arm aber war für ihn verloren, und er blieb ein Krüppel ſein Leben lang.

Sein Vater, wie wir ſchon erzählt haben, lebte nicht mehr, ſeine Verwandten waren arm und konnten nichts für ihn thun. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſein Brod vor den Thüren zu ſuchen.

Während er ſich ſo in ſein Vaterland zurückbettelte, klopfte er eines Abends auch an das Fenſter eines gut gebauten Hauſes, und bat um einen Zehrpfennig. Das Fenſter öffnete ſich, es erſchien an demſelben mit einem Stück Brod in der Hand, ein alter Mann, deſſen Ge-

sicht Friedrichen nicht fremd schien. Der Unglückliche faßte ihn fester in die Augen, und erkannte in ihm seinen alten Schullehrer, der zur Belohnung seines Diensteifers hieher in eine bessere Stelle versetzt worden war.

Ists möglich, sprach er, sehe ich nicht meinen alten guten Lehrer Ehrenpreis wieder, den lieben braven Mann, den ich das Unglück hatte, so oft in meiner Kindheit zu betrüben! Wie, Sie erinnern sich meiner nicht mehr! Sie erkennen nicht Friedrich Bartenstein, den ungerathensten und unglücklichsten Ihrer Schüler? Ach ich habe schwer gebüßt für die Sünden meiner Jugend! Hätte ich Ihren Unterricht besser benutzt, Ihre Lehren, Ihre Warnungen mehr geachtet, so würde ich vielleicht jetzt glücklich mit gesunden Gliedern, und als ein angesehener Kaufmann in dem Kreise meiner Familie leben, und mein trauriges Loos wäre nicht in der Irre herum zu wandern und zu betteln.

Es ist wahr, erwiederte der Alte, Friedrich Bartenstein hat mich oft betrübt, in seiner Jugend; seine Reue und sein Unglück aber, von dem ich schon gehört habe, söhnt mich wieder mit ihm aus. Herein zu mir an meinen Tisch, armer Bedauernswürdiger! Er hat seine Fehler schwer genug gebüßt. Vergesse Er auf einige Tage sein hartes Loos, und nehme Er mit gutem Herzen an, was sein alter treuer Lehrer für ihn zu thun vermag.

Friedrich trat reumüthig in das Haus, das der alte Schullehrer ihm öffnete, ergriff gerührt seine Hand und küßte sie ihm. Der Alte aber drückte ihm die seinige, und stellte ihn seiner Familie vor. Die Frau Schulmeisterin machte kein so freundliches Gesicht wie ihr gutmüthiger Gatte; sie hatte große Lust dem saubern Friedrich Bartenstein eine derbe Strafpredigt zu halten, und ihn an alles Böse zu erinnern, das er mit seinem zerschossenen Arm in seiner Jugend verübt hatte; allein der gute Alte bat sie in der Stille, einen Unglücklichen durch ihre Vorwürfe nicht noch elender zu machen. Der Fehler seiner Jugend sprach er, soll vergeben und vergessen seyn. Besetze deinen Tisch mit allem, was unsere schlecht bestellte Küche und unser Keller vermag:

Unser Schuldbuch sey vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt,
Kinder überm Sternenzelt,
Richtet Gott wie wir gerichtet!

Schiller soll diese schönen Verse nicht umsonst gesungen haben; Böses mit Gutem zu vergelten, sey heute unsere Losung! Friedrich Bartenstein soll von seinem Lehrer nichts anders, als Gutes zu rühmen finden.

Friedrich mußte sich mit den beiden Alten und ihren zwei jüngern Kindern, die sich seiner nicht mehr erinnerten zu Tische setzen, und ihnen seine Geschichte erzählen.

Nach dem Abendessen aber bereitete ihm die Frau Schulmeisterin ein gutes Bett in ihrer obern Kammer, in welchem er sich von seinen Strapazen erholen sollte.

So beherbergten, speiseten und tränkten die guten Leute den, der ihnen ehemals so viel Herzeleid bereitete, drei Tage lang. Und willig hätten sie ihn noch länger behalten, aber Friedrich, bei welchem durch sein Unglück manches zartere Gefühl erwacht war, fand Bedenken länger zu bleiben.

Als endlich die Stunde seiner Abreise erschienen war, kam die Frau Schulmeisterin mit einem großen zusammengeknüpften Tuch voll dürren Fleisches, Würste, Brod und anderer Lebensmittel, die Friedrich mit auf dem Weg nehmen mußte. Zugleich händigte sie ihm ein Päckchen mit abgelegter Wäsche von ihrem Mann, und allerlei Kleidungsstücken ein.

Ich bin ein Sünder, sprach Friedrich tiefgerührt, als er das alles empfing, und Ihr seyd Menschen nach dem Herzen Gottes: Ihr thut wohl denen, die euch beleidiget haben, aber Euer Lohn wird einstens groß seyn!

Er küßte ihr dankbar die Hand, sagte ihr und ihrem braven Gatten unter Thränen und Händedruck, Lebewohl, und ging.

Ehe er aber das Haus verließ, warf er einen Blick in die offene Schulstube und blieb sinnend stehen. Auch

ich, sprach er zu den Knaben, die ihn wegen seines Soldatenrocks und seines lahmen Arms aufmerksam betrachteten, auch ich war ehedem wie ihr ein Schüler dieses braven Mannes. Aber ich war undankbar, unfolgsam, muthwillig und faul. Ich betrübte ihn oft durch Bosheiten, die ich jetzt mit blutigen Thränen vergeblich beweine. Nehmt, o Kinder, an mir ein Beispiel; seht meinen zerschossenen Arm, meinen Bettelsack; ich könnte glücklich und im Wohlstand leben, wenn ich seinen Lehren gehorcht hätte; ich wollte aber nicht hören, und Gott strafte mich. Laßt euch von euerm treuen Lehrer meine Geschichte erzählen; seyd gehorsam und ehrerbietig gegen ihn, kränkt ihn nie durch Muthwillen, Spott, Verachtung, und könnt ihr ihm Freude machen, o so erfreut ihn, wie er auch mich unverdient durch Liebe und Wohlthätigkeit erfreut hat. Bedenkt, daß nach euern Aeltern, eure Lehrer eure größten Wohlthäter sind, und daß von der gewissenhaften Benutzung ihres Unterrichts oft das Schicksal eures Lebens abhängt.

Er sprachs, schlang nochmals seinen Arm um den Hals des alten Lehrers, küßte ihn, und verließ in stummer Wehmuth das Haus.

Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

Fritz, der Langschläfer.

An einem schönen Augustabend kam Herr Rumford mit einer Miene, heiter wie der blaue Himmel, aus seinem Garten zurück. Seine beiden Töchter, Jettchen und Julchen, traten ihm freundlich entgegen, schlangen ihre Arme um ihn, und begrüßten ihn mit einem Kuß. Auch Madam Rumford nickte ihm vergnügt ihren Abendgruß zu und vergaß zu schmählen, daß er so lange hatte auf sich warten lassen.

Schon war der Tisch gedeckt. Julchen lief nach des Vaters Pantoffeln, und Jettchen holte seinen Schlafrock herbei, damit er es sich bequem machen könnte, ehe die Speisen aufgesetzt würden. Fritz aber, sein Sohn Fritz war noch nicht zu Hause. Er hatte die üble Gewohnheit, sich an keine Essensstunde zu binden, und bei seinen guten Freunden sitzen zu bleiben, oder mit ihnen umher zu schwärmen so lange es ihm gefiel.

Er erschien endlich, als die Familie bereits bei Tische saß und entschuldigte sich, so gut er konnte. Der Vater gab ihm den verdienten Verweis; Fritzchen kam aber ganz glimpflich durch, weil Herr Rumford sich bei der heitern

J. Flaschmann sculp.

Frize, der Langschläfer.

Stimmung, in welcher er sich befand, seinen Abend nicht verderben wollte.

Kinder, hub nach mancherlei andern Gesprächen der Vater an; wenn ihr morgen, wie ich es so gerne sehe, recht früh aufstehen, und eure Schularbeiten verfertigen wollt, so verspreche ich euch auf den Nachmittag ein grosses Vergnügen. Ich bin gesonnen, einen Theil meiner Birnbäume ableeren zu lassen, und dabei sollt ihr zugegen seyn und helfen. Jedem von euch soll ein Zwergbaum überlassen bleiben, und zum Lohn eures Fleißes sollt ihr reifes Obst in Menge erhalten — versteht sich, um es nicht auf einmal zu essen, sondern es nach und nach zu genießen. — Versprecht ihr mir das?

Ach ja, lieber Vater, schrieen Jettchen und Julchen. Du weißt ja, daß wir ohnehin beide Tag für Tag vor sechs Uhr Morgens aufstehen; wir wollen, wenn du willst, schon um fünf, oder wohl gar noch früher anfangen zu arbeiten; aber wecken mußt du uns Väterchen; nicht wahr du weckst uns? — Der Vater gab ihnen sein Wort.

Fritz versprach auch aufzustehen; er dachte aber in seinem Herzen: Nun, nun es wird so gar strenge ja nicht gemeint seyn; der Schlaf schmeckt gut des Morgens, und arbeiten muß ich ja ohnehin den ganzen Tag. Ich verlasse mich auf die Mama; wenn ich auch nicht so gar pünktlich erscheine, als der Vater es hofft, so kann sie

es doch nicht über das Herz bringen, mich Nachmittags allein zu Hause zu lassen.

Fritzens großer Fehler war das lange Schlafen. Nie stand er von selbst zu gehöriger Zeit auf, täglich ließ er sich wecken und wälzte sich, auch dann wenn er wach war, noch eine geraume Zeitlang im Bette umher. Vergeblich erinnerte ihn sein Vater, daß die Morgenstunde Gold im Munde führt, und daß man bei dem heitern und ruhigen Sinn, mit welchem man erwacht, doppelt leicht und viel arbeitet: Fritz war in diesem Punkte nicht zu bessern, der Morgenschlaf schmeckte ihm zu gut, und er wollte sich satt schlafen.

Den andern Tag hielt Herr Rumford sein Versprechen. Er weckte seine drei Kinder; Jettchen und Julchen waren sogleich auf den Füßen; Fritz versprach zwar lallend zu kommen, aber er kam nicht.

In weniger als einer Viertelstunde waren beide Schwestern angekleidet. Sie liefen sogleich nach ihrem Schreibezeug und machten Anstalt zur Arbeit.

Nein, sprach Herr Rumford mit Wohlgefallen, nicht zur Arbeit, sondern zur Freude habe ich euch heute geweckt. Mein Gärtner ist nicht auf Nachmittag, sondern um diese Stunde zum Ableeren der Bäume in meinem Berggarten bestellt. Also nur schnell zu Hut, Sonnenschirmchen und Handschuhen gegriffen, denn wir gehen auf der Stel-

le; die Mutter erwartet euch schon ganz angekleidet in ihrem Schlafzimmer, geht und bringt ihr euern Morgenkuß.

Freudig hüpften die beiden Schwestern dem guten Vater um den Hals, und dankten ihm für eine so angenehme Ueberraschung; der Vater aber schloß sie in seine Arme, und überließ sich seinem Vergnügen über ihre Liebe und Anhänglichkeit. Ach liebe Mutter, schrieen Jettchen und Julchen, als sie in das Schlafzimmer traten, was für eine Freude hat uns heute der Vater gemacht! An einem so schönen Morgen in den Garten, um die Bäume abzuleeren — und zu frühstücken, setzte Madam Rumford lächelnd hinzu, und Musik und Vogelgesang zu hören, denn auch die beiden jungen Gruner sind mit ihrer Flöte eingeladen, und eure Freundin Amalie mit ihrer Guitarre.

„O so wollen wir schnell auch Fritzen aus seinem Bette holen, denn er ist noch immer nicht aufgestanden.“

Bei Leibe nicht, sprach der Vater, der mit ihnen hereingetreten war. Fritz ist ein Langschläfer; er wollte nicht aufstehen um zu arbeiten, also mag er liegen bleiben, und wir frühstücken ohne ihn.

Jettchen und Julchen bedauerten ihren Bruder, denn sie liebten ihn, ungeachtet mancher Unarten, die er sich gegen sie erlaubte; sie sahen aber wohl ein, daß eine solche Strafe nur seine Besserung zur Absicht hatte.

Alles war fertig. Die Magd erschien mit einem großen Korb voll Kuchen, und was sonst noch zum Frühstück gehört, und nun wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, alle Thüren verschlossen, und Fritz in seinem Bette allein zurückgelassen.

Unterwegs wurde bei Amalien und bei Madam Gruner angepocht, die mit ihren beiden Söhnen schon in Bereitschaft stand.

Der Weg führte längs dem Städtchen hin über ein üppiges Wiesenthal; Lerchen sangen, Schwalben zwitscherten, Grillen zirpten, und die beiden Tonkünstler zogen muthig voraus, und spielten einen Marsch auf ihrer Flöte. In der Ferne aber lachte ihnen von dem baumreichen Hügel unter hundert Gärten, auch schon der ihrige entgegen.

Von beiden Flöten begleitet, rührte jetzt Amalie ihre Guitarre, und sang von ihren beiden Freundinnen unterstützt:

Erwacht sind wir, erwacht,
Nach einer sanften Nacht
Lacht uns der Morgen wieder,
Schon tönen unsre Lieder,
Dem Wiesenthal entlang,
In froher Vögel Sang ꝛc.

So gelangten sie unter Saitenspiel, Gesang, Lachen und vertraulichen Gesprächen an den entlegenen Garten, wo schon der Gärtner mit einer hohen Leiter und Obsttüchern ihrer wartete.

Wir müssen zu unserer Arbeit die kühlen Morgenstunden benutzen, sprach Herr Rumford, legt also alles ab, was euch hindert, meine Töchter und schürzt euch zu eurem Geschäfte.

Da banden nun die drei Freundinnen weisse Schürzen um, die sie in ihren Handkörbchen mitgebracht hatten, und fingen an einige Spalier- und Zwergbäumchen abzuleeren, indeß der Gärtner die hochstämmigen Bäume bestieg, und seine Tücher füllte, die er in große Körbe ausleerte, welche unten am Baum standen. Die beiden Gärtner aber machten indessen Musik, und halfen abwechselnd ihren Freundinnen bei ihren Geschäften.

Fritz war indessen zu Hause erwacht, und rieb sich eine Viertelstunde lang schlaftrunken und gähnend die Augen. Da er von niemand gerufen wurde, so eilte er nicht mit dem Aufstehen, sondern blieb behaglich liegen, und sann, wie er sich diesen Nachmittag bei dem Obstableeren lustig machen wollte. Die ungewöhnliche Stille in dem Hause kam ihm indessen doch in die Länge etwas sonderbar vor. Er stand endlich auf, ging in das Wohnzimmer, in das Schlafzimmer, in die Küche; nirgends

fand er eine lebende Seele, das ganze Haus war leer, niemand antwortete auf sein Rufen; er wollte die Stubenthür öffnen, und fand sie verschlossen.

Jetzt wurde er ungeduldig; er fing an zu pochen, zu stampfen, mit den Füßen gegen die Thür zu stoßen; aber alles vergeblich. Er mußte seine Gefangenschaft ruhig ertragen, bis ihm endlich einfiel, daß er durch das Küchenfenster auf den Gang entkommen könnte; er lief also in die Küche, und entsprang glücklich. Wo ist mein Vater, wo ist mein Mutter? fragte er alle Nachbarn. Niemand wußte es; endlich sagte ihm eine Magd, daß sie die ganze Familie mit Sonnenschirmen und einem großen Korb, den die Magd trug, habe die Straße hinabgehen sehen. Fritz ahndete jetzt sein Unglück. Gern wäre er stehenden Faßes in den Garten gejagt; aber er war noch nicht ganz angekleidet; er mußte also durch das Küchenfenster zurück, um seine Toilette zu machen, und dann hatte er erst nochmals den Sprung durchs Fenster zu wiederholen.

Endlich kam er athemlos in dem Garten an, als eben das Frühstück aufgesetzt wurde, und seine Schwestern mit ihren Schürzen von den letzten Birnen den Morgenthau abtrockneten.

Bin ich nicht gelaufen, sprach Fritz keuchend, indem er hereintrat. Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß Sie früh schon in den Garten gingen? ich wäre ge-

wiß aufgestanden. Aber zum Glück komme ich jetzt doch noch recht zum Frühstück.

Keineswegs, mein Sohn, sprach Herr Rumford, ganz kalt. Wir haben alle drei Stunden vor dem Frühstück gearbeitet, und das fordere ich auch von dir. Du issest weder Obst noch Kuchen, ehe du beides verdient hast, und während wir hier frühstücken, füllst du die Birnen in die Säcke. Hüte dich aber wohl davon zu essen, wäre es auch nur eine einzige, sonst wird sie dir als Mittagessen angerechnet. Was dein Frühstück betrifft, das sollst du zu Hause erhalten, wenn du es verdienst; ausserdem mag dir der Schlaf als Frühstück dienen.

Fritz ging weinend, und füllte die Birnsäcke, indeß die Familie mit ihren Freunden lachend und scherzend frühstückte. Nach dem Frühstück wurde auf einem großen eingeebneten Rondell nach der Flöte getanzt, und immer füllte Fritz noch an seinen Säcken.

Endlich als die Zeit der Rückkehr herannahete, wurde ein Theil des Obstes in dem Gartenhaus verwahrt, und einen großen Sack voll nahm der Gärtner auf seine Schulter, und trug ihn nach Hause. Allen Mädchen wurden aber vorher ihre Körbchen, und den Knaben die Taschen mit dem besten Obste gefüllt.

Ach du mein Himmel, sprach Madam Rumford, da hat der Gärtner diesen ganzen kleinen Sack Birnen ver-

gessen, die ich doch auf heute Nachmittag zur Bewirthung eines Besuchs nöthig habe. Was ist nun zu machen?

Was zu machen ist, antwortete Herr Rumford? Ei nun, Fritze ladet den Sack auf seine Schultern, und trägt ihn nach Haus; er hat länger geschlafen und hat folglich auch mehr Kräfte als seine Schwestern und Freunde, die ohnehin schon genug bepackt sind.

Fritze weinte aufs neue und klagte, daß der Sack zu schwer sey; Freunde und Schwestern baten für ihn und erboten sich, wenigstens einen Theil davon zu übernehmen; allein umsonst; dem Langschläfer wurde der Sack aufgeladen, und er mußte ihn keuchend nach Hause tragen.

Von jener Zeit an verfuhr Herr Rumford mit gleicher Strenge gegen ihn, bis er sich besserte. Stand er des Morgens nicht zur bestimmten Stunde auf, so war das Frühstück verloren; kam er Mittags oder Abends zu spät zu Tische, so wurde ihm der Teller umgekehrt, und er fastete. Alles Bitten und Flehen, alle Entschuldigungen waren dann vergeblich. Herr Rumford hielt strenge über seinem Gesetz, und Fritze mußte sich in die Ordnung fügen.

Kaum waren einige Monate verstrichen, so war niemand pünktlicher als Fritze. Er stellte sich immer zu rechter Zeit zum Essen ein, und war früh zuerst auf den Füßen. In den heitern Morgenstunden wurde ihm die Arbeit doppelt leicht; alles gelang ihm, und in reiferem

Alter, wo oft die Geschäfte sich drängten, ward ihm die Gewohnheit, sich früh dem Schlafe zu entreissen, von großem Nutzen.

Seinen Aeltern aber war der fleißige ordnungsliebende Fritze ungleich werther, als der träge und unordentliche Langschläfer, und sie gaben ihm täglich neue Beweise von ihrer Liebe.

Fränzchen.

Um des Himmels willen Fränzchen, rief Franzens Mutter täglich, wie siehst du aus! Sollte man nicht glauben, du seyest eines Bettlers Sohn? Immer Weste und Beinkleider offen, immer herabhängende Strümpfe, eingetretene Schuhe, zerrissene Hemden! Und dann deine Unreinlichkeit, deine schreckliche Unreinlichkeit, die schmuzigen Hände, das beschmierte Gesicht, die ungeputzte Nase, die in einander gewirrten Haare! — Man kann dich ja warlich nicht ohne Eckel ansehen?

Ei was kann ich dafür, antwortete Franz, daß die Knöpfe nicht halten wollen, und daß die Strümpfe alle

Augenblicke herabfallen. Wenn ich kein Schnupftuch habe, so kann ich meine Nase nicht putzen, und wenn die Hände den Tag über schmutzig werden, so ist das wieder nicht meine Schuld, denn ich wasche mich alle Morgen.

So entschuldigte sich Franz mit der größten Unehrerbietigkeit gegen seine Mutter. Die Wahrheit aber war, daß der träge Knabe sich nie Mühe gab, sich ordentlich und reinlich zu halten, wie es einem gebildeten Jüngling geziemt. Es war ihm einerlei, was die Welt von ihm dachte. Er schonte daher nie seine Kleider, riß sie vom Leib, wenn die Zeit zum Schlafengehen kam, und warf sie in einen Winkel, klopfte und bürstete sie nie des Morgens aus, schonte sie nicht, kletterte auf Bäume und Mauern, beschmuzte durchaus seinen Anzug, riß Löcher hinein, und brachte ihn selten dem Schneider oder seiner Mutter zum Ausbessern, wenn sie den Schaden nicht selbst bemerkte. Dabei ging er immer mit gekrümmten Rücken, und gebogenen Knien; und so lange seine Hände nicht mit etwas anderem beschäftiget waren, arbeiteten und bohrten sie beständig an der Nase, und vertraten nicht selten auf das eckelhafteste die Stelle eines Schnupftuchs.

Vergeblich suchten seine Aeltern ihn von so häßlichen Fehlern zu heilen. Bei reiferem Alter nahmen sie zwar ein wenig ab, nie aber konnte er sich ihrer ganz entledi-

gen. Unter seinen Freunden, auf Schulen und Universitäten, war er daher nur unter dem Namen der Bruder Schlampus bekannt, sein wahrer Name aber war Franz Richter.

Franz erhielt in der Folge ein bedeutendes Amt; dessen ungeachtet blieb er sich immer gleich. Man fand Bedenken, ihn in gute Gesellschaften zu ziehen, und sein Haus, in welchem Schmuz und Unordnung herrschte, wie an seiner Person, wurde von jedermann gemieden.

Einst da er in Angelegenheiten eine Reise nach Hamburg machte, widerfuhr ihm jedoch ein Schimpf, der ihn endlich zur Besinnung brachte. Er ging durch die Strassen und suchte nach einem Haus, an welches er Briefe abzugeben hatte. Da erblickten ihn zwei Bettelvögte *), die nach seinem Anzug ihn für nichts anders halten konnten, als einen Vagabunden, und wollten ihn mit Gewalt arretiren. Herr Richter, der eine solche Schande nicht ertragen konnte, widersezte sich, und nannte seinen Stand und Namen. Allein vergeblich; er hatte seinen Paß nicht bei sich, und wurde daher ohne Gnade vor die Polizei gebracht; dabei bekam er auch noch, weil er nicht gutwillig

*) Eine Demüthigung, die auch dem bekannten französischen Schriftsteller Mezerai wiederfuhr.

gehen wollte, manchen derben Rippenstoß, und mehr als einmal wurden von den Bettelvögten schimpflich genug die Stöcke über seinem Kopf geschwungen.

Auf dem Rathhaus rechtfertigte er sich zwar durch seinen Paß, den er in seinem Quartier abholen ließ, und der Polizeibeamte machte ihm einige Entschuldigunden. Als er aber noch auf andere Genugthuung drang, antwortete man ihm in einem rauhen Ton: Herr, wenn Sie Anspruch auf die Achtung machen, welche man Leuten von Erziehung zu erweisen gewohnt ist, so kleiden Sie sich wie ein artiger Mann, nicht wie ein Halunke. Jeden Menschen, den man noch nicht genauer kennt, beurtheilt man nach seinem Aeussern, und behandelt ihn darnach. Sie haben sich die heutige Demüthigung selbst zuzuschreiben, und können daher keine Genugthuung fordern; lassen Sie sich aber, wenn Sie mir glauben, den Schimpf, welchen Sie erleben mußten, zur Warnung für die Zukunft dienen.

Erich, der sich nicht warnen läßt.

Erich Rosenthal war ein fleißiger Knabe; alle seine Lehrer waren wohl mit ihm zufrieden und gaben ihm das beste Zeugniß. Immer waren seine Aufsätze zierlich geschrieben, gut abgefaßt, und beinahe ganz ohne orthographische Fehler. Erich, sprach daher öfters zu ihm sein alter Konrektor, du hast Fleiß und Talent; du wirst, wenn du so fortfährst, gewiß kein ungeschickter Mann werden; aber deine Sitten, deine Sitten betrüben mich; du bist der ausgelassenste Junge in meiner Schule, und es vergeht kein Tag, ohne daß Klagen gegen dich einlaufen. Das beständige Schlagen und Herumraufen mit deinen Mitschülern, das Schreien und Rasen auf der Straße, das pöbelhafte Schimpfen, dieß alles mißfällt mir außerordentlich an dir; wenn du mir glaubst, so suche dich zu bessern; denn wenn du auch noch so geschickt wirst, und es fehlt dir an Sitten, so kommst du schwer in der Welt fort.

Ei ja, das sagt mein Vater auch, antwortete Erich; er spricht aber zugleich: Erich, wenn du fleißig gewesen bist, und deine aufgegebene Arbeit verrichtet hast, so sehe ich es recht gern, wenn du auch ein Stündchen spielst,

und dich mit deinen guten Freunden lustig machst; aber erst nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. — Ich arbeite daher den Tag über was ich kann; in meinen Freistunden aber, versage ich mir kein Vergnügen. Da wird gelaufen, gesprungen, Ball geschlagen, gebadet, kurz ich treibe da alles, was mir nur einfällt.

Dawider habe ich wenig einzuwenden, sprach der alte Lehrer, wenn nur nichts übertrieben wird; denn eine starke Bewegung übt die Glieder, und macht den Körper gesund; nur aber treibt keine Spiele, wobei die Sitten verwildern, oder die Gesundheit Schaden nehmen kann.

Erich versprach das, aber er hielt sein Wort nicht. Noch an demselben Abend machte er mit seinen Kameraden auf einen Rasenplatz Purzelbäume, kam mit dem Kopf auf einen Kieselstein, und drückte sich eine blutige Wunde hinein, woran er vierzehn Tage zu leiden hatte. Hätte ich doch dem Konrektor gefolgt, dachte Erich mehr als einmal in den Stunden, wo der Schmerz am heftigsten wurde.

Als er wieder hergestellt war, spielte er mit seinen Freunden Soldaten. Es wurde eine Festung gebaut mit Gräben umgeben, und mit einer starken Besatzung versehen. Bald darauf rückte der Feind mit Prügeln an, und suchte sie zu erobern. Alles war anfangs nur Spiel; in

der Hitze des Gefechtes aber bekam einer der Stürmenden einen derben Schlag auf den Kopf, den er auf der Stelle mit einem andern erwiederte. Aus dem Scherz, wurde Ernst; bald wurde das Gefecht allgemein; dem einen wurde der Arm lahm geschlagen, der andere bekam einen Hieb über die Stirn, dem dritten blutete die Nase, der vierte stürzte ohne Besinnung in den Graben. Erich erhielt einen Schlag auf die rechte Hand, der ihm beinahe alle Finger zerquetschte. Abermals mußte er vierzehn Tage lang leiden und unthätig bleiben. Hätte ich doch dem Konrektor gefolgt, sagte er hundertmal bei sich selbst.

Er ward gesund und vergaß wieder die Warnung des guten Mannes. Es rollte eine Kutsche vor seinem Hause vorbei; er sprang hinten hinauf, um sich fahren zu lassen, das Rad ergriff seinen Rockschoß und wenig fehlte, so hätte es ihm den Arm abgebrochen, mit dem er sich zu helfen suchte. Er schrie Zetermordio; der Fuhrmann hielt noch zur rechten Zeit seine Pferde an, und Erich kam mit einer Quetschung, und mit einem tüchtigen Peitschenhieb davon, den ihm der Kutscher zog, als sich fand, daß der Schaden nicht bedeutend war. Auch diesmal hatte der Konrektor nicht unrecht, dachte Erich im Nachhausegehen; bald aber wurde seine Warnung abermals vergessen.

Einige Wochen nachher stieg er von dem Hofe aus über die Pumpe auf den Gang seines Hauses; die Hand

glitt ihm aus; er stürzte herab, brach den rechten Arm, und blieb ein Krüppel sein Lebenlang.

Von jener Zeit an vergaß er nie wieder die Rede seines Konrektors, aber ach, es war zu spät!

Die Lauscherin an der Thür.

Agnes hatte den abscheulichen Fehler an allen Thüren zu horchen, und das was sie gehört hatte, wieder weiter zu erzählen. Oft schon hatte sie von ihrer Mutter wegen dieser Unart empfindliche Verweise erhalten; allein sie besserte sich nicht. Ihr gewöhnlichster Horchwinkel war ein dunkles Kämmerchen, welches an das Visitenzimmer stieß, und einen eigenen Eingang hatte. Madam Seemüller (so hieß die Mutter) welche das bemerkte, nahm sich vor, den Fehler ihrer Agnes zu der Besserung derselben zu benutzen, und verabredete sich über die schicklichsten Mittel dazu mit einigen vertrauten Freundinnen, Madam Opiz und Madam Sterzinger.

Einst da sie eines Nachmittags in traulichen Gesprächen beisammen saßen, kam Gustav herein, und sagte der

Mutter ins Ohr, daß seine Schwester Agnes wieder wie gewöhnlich in dem Nebenkämmerchen horchte. Er bekam Befehl, sie nicht zu stören und sich wieder zu entfernen.

Sogleich lenkte Madam Seemüller das Gespräch auf ihre Kinder; sie lobte ihre Söhne Karl und Gustav wegen ihres Fleißes, ihre Tochter Agnes, wegen ihrer Geschicklichkeit, und einiger anderer Tugenden; aber ach ihre Fehler, fuhr sie fort, ihre Fehler machen mir vielen Kummer. Sie ist so zänkisch, so herrisch, so neidisch, so unverträglich; sie gönnt ihren jüngern Geschwistern durchaus nichts; immer will sie die besten Kleider, die besten Bissen haben; sie sucht in dem Haus das Kommando zu führen; sie meistert ihre Geschwister, zankt mit den Mägden, läßt sich mehr von ihnen aufwarten als ich selbst, und unterstüzt mich nicht im geringsten in dem Hauswesen. Da pflanzt sie sich in ihren guten Stunden in einen Winkel mit ihrer Stickerei, denn geschickt ist sie in solchen weiblichen Arbeiten, das muß man ihr lassen; aber in allen andern Geschäften ist sie über alle Beschreibung faul. O glauben Sie mir, meine Agnes macht mir vielen Kummer.

Das hätte ich nun nicht gedacht, erwiederte Madam Sterzinger. Ich habe wohl manche andere Untugenden an ihr entdeckt; sie ist nicht ordentlich in ihrer Kleidung, immer ist ihre Wäsche beschmuzt, ihre Schuhe sind schief

getreten, ihre Haare hängen ihr ins Gesicht, ihr Zimmer ist unaufgeräumt; sie blinzelt und schielt sogar bisweilen und hat sich einen abscheulichen Gang angewöhnt. Gemeiniglich hängt ihr Kopf vorwärts, ihr Rücken ist gekrümmt, und daher führt sie Schritte, die einem Grenadier Ehre machen würden.

Sie haben recht, sagte Madam Opiz, das ist mir auch schon öfters an Agnes aufgefallen. Sie ist so gut gewachsen, und ihre schöne Gestalt wird ganz durch ihren häßlichen Gang entstellt. Was mich aber noch mehr an ihr beleidigt, das ist ihr Betragen bei Tisch. Haben Sie nicht bemerkt, wie gierig sie ißt, wie sie sich den Mund mit Speise überfüllt, wie sie bei dem Fleisch die Hände zu Hülfe nimmt, und die Knochen auf das Tischtuch legt? Mit ihren fetten Fingern greift sie dazwischen in das Salzfaß, oder sie nimmt das Glas in die Hand, und besudelt es auf das eckelhafteste.

Und dabei hat sie die abscheuliche Unart, sagte die Mutter, daß sie sich immer vor allen andern Gästen, oft ohne das Gebet abzuwarten, zu Tische setzt, und zuerst in die Schüssel greift,

Auf solche Art wurden der Reihe nach alle Fehler der Agnese durchgegangen, und jede Freundin sagte der andern laut und freimüthig, was sie von ihr dachte. Die Horcherin wurde in ihrer Kammer bald roth, bald

blaß. Hundertmal wollte sie gehen, um nicht länger ihre eigene Schande zu hören, aber immer blieb sie wieder: Erst als das Gespräch auf ganz gleichgültige Dinge fiel, schlich sie tiefsinnig davon.

Mit Vergnügen bemerkte Madam Seemüller, daß von jenem Tag an Agnese sich bemühete, einen Theil der gerügten Fehler abzulegen; sie zwang sich, verträglicher mit ihren Geschwistern zu leben, dem Gesinde gütiger zu begegnen, sich des Hauswesens mehr als bisher anzunehmen, sich artiger bei Tisch zu betragen, und sich einen bessern Anstand eigen zu machen. Das horchen an den Thüren. setzte sie aber der erfahrnen Demüthigung ungeachtet fort.

Als einst die Mutter wieder Nachricht erhielt, daß sie in dem dunkeln Kämmerchen lauschte, erzählte sie ihren Freundinnen, daß sie mit Vergnügen manche Besserung an ihrer Agnes bemerkte, und daß sie hoffte, sie würde auch nach und nach ihre übrigen Fehler ablegen. Alle freuten sich darüber, und gingen der Reihe nach aufs neue die Untugenden durch, die Agnese noch an sich hatte, und die zum Theil lächerlich genug vorgestellt wurden.

Agnes schlich sich abermals beschämt davon, und benutzte wieder einen Theil von dem, was sie gehört hatte,

zu ihrer Besserung. Allein das Horchen an der Thür dauerte fort.

Einst da Madam Seemüller wie gewöhnlich einen Besuch von ihren Freundinnen erhielt, behandelte sie dieselben so kalt, daß diese sich nicht enthalten konnten, sich nach der Ursache eines so auffallenden Empfangs zu erkundigen. Lange wollte Madam Seemüller sich nicht erklären; endlich aber äußerte sie in ziemlich starken Ausdrücken ihre Empfindlichkeit, daß ihr Vertrauen gemißbraucht würde. Ich habe Ihnen lezthin eine Anekdote von Madam Rosenthal erzählt, sagte sie, die sonst in der Welt, niemand von mir wissen konnte, als Sie allein; diese Geschichte haben Sie ungeachtet meiner Bitte, sie zu verschweigen, weiter erzählt, und haben mir dadurch unsäglichen Verdruß gemacht. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß Sie einen so üblen Gebrauch von meinem Zutrauen machen würden.

Beide Freundinnen betheuerten bei allem was ihnen heilig war, ihre Unschuld.

Wenn die Geschichte wirklich weiter ist erzählt worden, sagte Madam Opiz, so müssen wir von irgend jemand belauscht worden seyn. Man sagt, es gebe in Ihrem Hause Horcher an der Wand, und diese müssen zu Schanden gemacht werden.

Indem sie noch redete, flog eine schon seit Jahren verschlossene Thür in das dunkle Kämmerchen auf, und siehe da, Agnese, die sich mit dem Ohr daran gelehnt hatte, fiel der Länge nach in das Zimmer.

Hier haben Sie unsere Lauscherin, sprach Madam Sterzinger, und nun sehen Sie, wie viel Mißverständnisse und Verdruß unter Freunden durch Horchen an der Wand, veranlaßt werden können.

Ists möglich, sprach Madam Seemüller mit zusammengeschlagenen Händen, zu Agnes, die sich indeß aufgerafft hatte, und weinend ihr Gesicht in einem Winkel verbarg, du hast also den abscheulichen Fehler des Horchens, einen Fehler, der nur kleinen niedrigen Seelen eigen ist, noch immer nicht abgelegt? Welche Schande für mich, wenn diese Damen nun auch, wie du, bei ihren Bekannten erzählen, was sie gesehen und gehört haben! — Ehrloses Mädchen, du verdientest lange in diesem finstern Winkel deine Beschämung zu beweinen; noch einmal aber will ich dir Zeit zur Besserung lassen. Gehe auf dein Zimmer, und lasse dich heute nicht mehr vor meinen Augen sehen!

Diese heilsame Lektion würkte. Es war dieß das leztemal, daß Agnese lauschte. Sie hatte wirklich die Anekdote erhorcht, und weiter verbreitet. Ihre Mutter beschloß sogleich, diesen Vorfall zu ihrer Entlarvung zu

benutzen, und ließ zu dem Ende heimlich die schon lange versperrte Thür aufschließen, und sobald sie Nachricht erhielt, daß Agnese auf ihrem Posten stand, wurde die Sache zur Sprache gebracht, die Thür flog auf, und Agnese wurde mit Schande bedeckt.

Der genäschige Martin.

Martin hatte immer vortrefflichen Appetit, aber nur für Speisen, die nach seinem Geschmack waren. Wurde ein Gericht nach seinem Sinne aufgesetzt, so konnte er nie satt bekommen; er aß alsdann für drei, und beschwerte sich dabei immer, daß seine Mutter so sparsam kochte, und man sich nie vollkommen sättigen könnte.

Erschien dagegen eine Speise, die er nicht liebte, als Erbsen, Rüben, Kartoffelbrei, so klagte er über das ewige Einerlei, und behauptete, er müsse solches Zeug jede Woche zwei oder dreimal essen, und seine Mutter wisse gar keine Abwechslung zu machen. In solchen Häusern, sprach er, wo die Frau eine gute Köchin ist, geht es ganz anders zu; da gibt es einen Tag Braten und Gebackenes, den

andern Fleischpastetchen, den dritten Blumenkohl mit Karbonnaden, beinahe täglich Suppen mit alten Hühnern oder Fleischklöschen, und was dergleichen mehr ist, der Hasen, Gänse, Enten, jungen Hühner, Tauben, Schnepfen, Wachteln, Fische gar nicht zu gedenken.

Das mag seyn, sprach die Mutter, die sich über Martins unverschämten Tadel ganz außerordentlich ärgerte. Allenthalben richtet sich eine brave Hausmutter mit der Küche, nach dem Einkommen ihres Gatten. Arbeite dich zu einem reichen Mann empor, dann kannst du Schnepfen und Ortolanen essen, so viel du willst und bezahlen kannst; so lange du aber weniger als ein Schuhputzer verdienst, mußt du dankbar mit dem vorlieb nehmen, was wir dir aus Güte reichen wollen und können. Gott gebe nur, daß du nie eine Zeit erlebest, wo du allzuglücklich wärest, wenn du deinen Hunger mit Kartoffeln, Rüben und Erbsen stillen könntest.

Martin schwieg, weil er sah, daß seine Mutter aufgebracht war; allein im Herzen lachte er ihrer Rede, und dachte: Eine solche Zeit wird wohl niemals kommen. Er ahndete nichts weniger, als daß sie noch in der nämlichen Woche eintreten würde.

Allein was geschah? Er ging mit einigen seiner Freunde in den Wald um Himbeeren zu suchen, und hatte das Unglück, sich mit ihnen zu verirren. Die Nacht brach

ein und nirgends zeigte sich ein Ausweg. Hungrig und durstig, mußten sie sich endlich nach einem Ort umsehen, wo sie übernachten könnten; sie fanden zum Glück einen schönen Rasenplatz unter einem großen Baum, und überließen sich da äußerst abgemattet, dem ängstlichsten Schlaf in ihrem ganzen Leben.

Nie war ihnen eine Nacht so lange geworden. Schwere Träume von wilden Thieren, die sie anfielen, marterten sie, und wenn sie davon erwachten und die Augen aufschlugen, war es stockfinstre Nacht. Am Ende aber brach dennoch der sehnlich erwartete Tag an. Alle waren sogleich auf den Füßen, um den verlohrnen Weg aufzusuchen; allein da sich keiner nach der Sonne zu richten wußte, so waren sie lange nicht glücklicher als gestern. Es gelang ihnen indessen eine frische Quelle zu finden, in welcher sie ihren brennenden Durst stillten, und nach einem achtstündigen Umherlaufen in der Irre, führte sie ihr guter Stern endlich einer Köhlerhütte entgegen.

Guter Mann, sprach Martin, als er den Köhler vor seiner Hütte mit einer kleinen Pfeife in dem Mund erblickte, wir haben das Unglück gehabt uns zu verirren. Seit gestern Nachmittag schweifen wir in dem ungeheuern Wald umher, und haben in dieser langen Zeit nichts genossen, als einige Beeren. Wir sind daher halb todt vor Hunger und Mattigkeit. Habt doch die Barmherzigkeit

uns etwas zu essen zu geben, und führt uns, wenn wir ausgeruhet haben, wieder auf den rechten Weg nach Breitenfeld. Wir haben zwar selbst kein Geld um Euch zu belohnen; wenn ihr aber in die Stadt zu meinen Aeltern kommt, so werden sie sich gewiß nicht undankbar beweisen.

Zum Glück war der Köhler ein menschenfreundlicher Mann. Er nahm die Wanderer liebreich auf, und da es gerade Essensstunde war, so ließ er sie an seinen schon gedekten Tisch setzen. Noch waren keine Speisen aufgetragen; aber ihre Kinnbacken bewegten sich maschinenmässig vor Eßlust und käueten schon in Gedanken. Endlich erschien wirklich eine große Schüssel voll — gelbe Rüben.

Martin stuzte als er sie sah. Sie schienen viel schlechter zugerichtet zu seyn, als bei seiner Mutter, aber dessen ungeachtet eckelten sie ihn nicht an, wie zu Hause. Der Köhler sezte ihm einen gehäuften Teller davon vor, und Martin speisete sie mit dem größten Appetit, und ließ sich ein tüchtiges Stück Kleienbrod recht gut dazu schmecken. Gern hätte er sich noch mehr ausgebeten, da aber seine Freunde mit nicht geringerem Heishunger darüber herfielen, so blieb kaum genug für den Köhler und seine Familie übrig. Unsere Wanderer hofften indessen sich noch am Fleisch in etwas schadlos zu halten; aber ach,

in dieser armseligen Hütte wurde außer den Sonntagen nie Fleisch gegessen.

Hätte ich doch nicht gedacht, sprach Martin nach der Mahlzeit, daß um gelbe Rüben ein so gutes Essen wäre. Zu Haus eckeln sie mich an, und hier konnte ich nicht genug bekommen. Vermuthlich versteht die Mutter nicht die rechte Art, sie zuzurichten. Aber nur Geduld, dachte er, ich will schon, ehe wir gehen, erfahren, wie man sie kocht. Wirklich fragte er die Köhlerin um ihr Recept, und schrieb es sorgfältig in seine Schreibtafel, die er in seiner Tasche hatte.

Wie könnt ihr denn aber so ohne Fleisch leben, ihr guten Leute, fuhr Martin gegen des Köhlers Frau fort; in unserm Hause kommen täglich Fleischspeisen vor; oft sogar Mittags und Abends, und bei euch isst man kaum Fleisch am Sonntage.

Ja, sprach die Köhlerin lächelnd, dafür sind Sie reiche Leute und wir sind arm. Wir leben aber doch bei unsern Rüben, Erbsen, Linsen und Kartoffeln so vergnügt als die Städter, und wenn wir einige Batzen zu Fleisch erübriget haben, so schmeckt es uns dann am Sonntag desto besser.

Es gibt ja aber doch auf dem Lande genug Gänse, Enten, Hühner, Tauben, meinte Martin.

Ja, sagte die gutmüthige Köhlerin, aber der Landmann erzieht sie selten für sich, sondern für reiche Leckermäuler in der Stadt, die sie theuer bezahlen können.

Unter solchen Gesprächen rückte die Stunde zum Abmarsch heran. Martin und seine Freunde wunderten sich nicht wenig, als sie hörten, daß sie nur eine gute Stunde von der Stadt entfernt seien; dafür freuten sie sich aber desto mehr, daß sie so bald ihre bekümmerten Aeltern wieder sehen sollten.

Sie nahmen Abschied und bald brachte sie der Köhler auf die Landstraße; unterwegs aber gab er ihnen den guten Rath, sich künftig, wenn sie in einen Wald gingen, vorher sorgfältig nach dem Stand der Sonne umzusehen. Sie dankten dem guten Mann mit Mund und Hand, sezten, so schnell es ihre müden Glieder erlaubten, ihren Weg fort, und trafen bald glücklich zu Hause ein.

Martins Mutter vergaß über die Freude ihren verlohrnen Sohn wieder zu sehen, die Angst, die sie seinetwegen ausgestanden hatte. Er erzählte ihr seine Abentheuer, die Gefahr zu verhungern, in der sie alle gewesen waren und die liebreiche Aufnahme des Köhlers.

Und womit hat euch denn der brave Mann bewirthet, fragte die Mutter?

Mit gelben Rüben und Kleienbrod, antwortete Martin etwas verlegen. Aber die Rüben waren ganz anders gekocht als die Ihrigen. Ich aß mit dem größten Appetit einen großen Teller voll und würde noch mehr gegessen haben, wenn welche übrig gewesen wären. Ich habe Ihnen aber das Recept mitgebracht; da steht es in meiner Schreibtafel, lesen Sie es nur.

Die Mutter hatte die Gefälligkeit, die Anweisung zu lesen. Ich sehe aus diesem Recept, sagte sie lächelnd, daß ich allerdings ein wichtiges Gewürz vergessen habe, nämlich den vierundzwanzigstündigen Hunger, den du mit in die Köhlerhütte gebracht hast; aber nur Geduld, ich werde meinen Fehler zu verbessern suchen.

Von jener Zeit an, gab Martins Mutter, so oft sie Rüben oder eine andere Speise kochte, die Martin nicht gerne aß, ihm Tags vorher nur ein halbes Abendessen und am folgenden Morgen kein Frühstück. Von jener Zeit an schmeckten unserm Leckermaul alle diese Speisen vortrefflich.

Christinchen.

Christinchen hatte die üble Gewohnheit, Sommer und Winter barfuß aus ihrer Schlafkammer zu kommen, und sich erst in dem Wohnzimmer der Aeltern anzukleiden. Oft warnten sie Mutter und Vater vor einer Unart, durch welche sie sich um ihre gute Gesundheit bringen konnte, denn nichts ist schädlicher als den warmen Körper plözlich abzukühlen, zumal an einem so zarten und empfindlichen Theil wie die Füße; allein Christinchen hörte nicht; und nur durch Strafen ließ sie sich eine Zeit lang bewegen, gleich in ihrer Schlafkammer Strümpfe und Schuhe anzuziehen.

Einst wurde Christinchen krank. Sie bekam Hitze und Frost, und auf ihrem ganzen Leibe zeigten sich rothe Flecken. Ihre besorgten Aeltern fürchteten eine bedenkliche Krankheit, und gaben daher nicht zu, daß sie aufstand. Das Uebel war indessen von geringer Bedeutung; die Flecken verloren sich, und bald befand sich die Kranke wieder so wohl, daß sie den ganzen Tag im Bette lesen konnte, und in der folgenden Nacht auch nicht ein einzigesmal aus dem Schlaf erwachte. Die Mutter ließ sie

schlafen, so lange sie wollte, damit sie sich desto schneller wieder ganz erholte.

Allein was geschah? Als des Morgens die ganze Familie beim Frühstük saß, kam Christinchen nach ihrer alten Gewohnheit, ungeachtet der kalten Herbstwitterung, aus ihrer Kammer über einen langen Gang barfuß herein, und trug Schuhe und Strümpfe in der Hand.

Gott, wohin denkst du Christinchen, schrieen Vater und Mutter, kaum erholst du dich von einer Krankheit, so setzest du dich schon wieder in Gefahr deine Gesundheit aufs neue zu verlieren? Haben wir dich nicht unzählige mal gewarnt, und dir ausdrüklich verboten, mit bloßen Füßen von dem Bette aus über den Gang zu gehen?

Ach das hat gewiß ein einziges mal nichts zu bedeuten, antwortete Christinchen, und ein andermal ziehe ich sicherlich gleich in meiner Schlafkammer Schuhe und Strümpfe an.

Die Mutter sezte noch eine Zeitlang ihre Strafrede fort und Christinchen kleidete sich langsam dabei an.

Als sie fertig war, sezte sie sich zum Frühstück; allein sie hatte keinen rechten Appetit; ihre halbe Portion blieb stehen; sie empfand Ueblichkeiten, ließ das Köpfchen hängen und eine Viertelstunde darauf mußte sie alles, was sie genossen hatte, wieder von sich geben. Zugleich wurde sie

von Frost und Hitze befallen; ihr Gesicht glühete, ihre Augen funkelten und sie mußte wieder zu Bette gebracht werden.

Die besorgten Aeltern, denen dieser neue Anfall der Krankheit viel bedenklicher vorkam, als der erste, ließen einen Arzt rufen. Er erklärte, daß das ganze Uebel durch Christinchens Erkältung entstanden sey und verordnete sogleich Arzeneien; allein er konnte noch nicht sagen, was aus einem so heftigen Anfall werden würde. Endlich erkannte er am dritten Tag die Krankheit für das Scharlachfieber. Die Zufälle der armen Kranken wurden immer bedenklicher; der ängstliche Vater zog den Arzt auf die Seite und fragte ihn, was er zu fürchten oder zu hoffen hätte? Die Antwort war ein Achselzucken und die niederschlagenden Worte: Wenn Gott Ihnen Ihre Tochter erhält, so haben Sie sie als ein Geschenk aus seiner Hand anzunehmen.

Diese Freude wurde aber den bekümmerten Aeltern nicht. Christinchen starb den neunten Tag ihrer Krankheit und wurde ein schreckhaftes aber lehrreiches Beispiel für alle Kinder, welche der Erfahrung ihrer Aeltern und ihren sorgsamen Warnungen nicht glauben wollen.

Die Fensterscheiben.

Wer kann so hoch werfen wie ich, schrie Rudolph, der Sohn des Amtmanns zu Heubach, und schleuderte einen Stein bis zu einer unglaublichen Höhe.

Das ist was rechts, erwiederte Fritz, und warf einen andern Stein noch höher.

Aber in die Ferne wollen wir es einmal probiren; was wettest du, ich werfe mit meinem Stein bis an jenes Haus?

Was wettest du, ich werfe noch weiter?

Die Wette kam zu Stand. Rudolph erreichte nicht ganz das Haus; Fritz überstach ihn und schleuderte mit kräftigem Arm seinen Stein mitten in eines von den unteren Fenstern: Alsbald rasselten drei schöne Tafelscheiben in hundert Stücken zertrümmert auf die Straße herab.

Der Mann, welcher das Zimmer bewohnte, sprang sogleich aus dem Haus, um die Thäter zu verfolgen. Rudolph und Fritz hatten sich aber hinter einer Hecke versteckt. Er sah niemand als einen kleinen Knaben, der bei dem Geprassel erschrocken stehen geblieben war. Sogleich rannte er auf ihn los, der Knabe aber entlief mit einem lauten Angstgeschrei und suchte sich zu flüchten.

Vergebens! der Mann holte ihn gerade bei der Hecke ein, hinter welcher Fritz und Rudolph standen, pakte ihn bei den Haaren und riß ihn zu Boden. —

„Ich hab' es nicht gethan, ich habe es nicht gethan, schrie weinend der Knabe, o schlage Er mich nicht, ich bin gewiß unschuldig!"

Umsonst, der ergrimmte Mann würde ihn unbarmherzig mißhandelt haben, wenn nicht die beiden Schuldigen zugleich hinter der Hecke hervor geschrieen hätten: Halt, hier sind die Thäter, der Kleine ist ohne Schuld; wir werden die Scheiben bezahlen.

Der Mann gab jezt den Knaben los, und ließ seinen Zorn an den wahren Thätern aus, denen er zum Glück nur mit Worten beikommen konnte. Rudolph und Fritz ertrugen seine harten Reden und beantworteten sie nicht mit Schimpfnamen, sondern mit der größten Gelassenheit. So verrauchte nun nach und nach die wilde Hitze des erzürnten Mannes und er wurde wieder so ruhig, daß er vernünftig sprechen konnte.

Es ist mir nur lieb, sagte er, daß ihr mich den unschuldigen Jungen nicht schlagen ließet, denn ich war so sehr aufgebracht, daß ich ihn umbringen konnte. Was hätte ich da nicht für Verdruß mit seinem Vater bekommen, und wie sehr hätte mich der arme Knabe gedauert. Doch Gottlob er ist blos mit dem Schrecken und mit ei-

nem unsanften Haarrupfer durchgewischt. Es ist löblich von euch, daß ihr euch sogleich zu der That bekannt habet, ihr hättet sonst wahrhaftig die Schläge zu verantworten gehabt. Wenn freilich die Hecke nicht zwischen uns gewesen wäre, so weiß ich nicht, was geschehen seyn würde....

Auch ohne die Hecke, erwiederte Rudolph, würden wir die Wahrheit geredet, und uns lieber dem Aergsten ausgesezt haben, ehe wir durch unser Stillschweigen die Strafe für unsern Fehler auf einen Unschuldigen geleitet hätten.

Beide Freunde gingen sogleich nach Haus, erzählten ihrer Mutter den Vorfall, baten sie, ihnen so viel Geld vorzuschießen, als die zerbrochenen Scheiben betrugen und es ihnen nach und nach von ihrem Wochengeld abzuziehen. Das geschah. Sie bezahlten dem Mann sein beschädigtes Fenster, und dem armen Wilhelm (so hieß der unschuldige Kleine) brachten beide am nächsten Sonntag den größten Theil ihres Kuchens zur Schadloshaltung für seinen ausgestandenen Schrecken.

Die Speisekammer.

Es ist doch sonderbar, sprach Madam Schönfeld, zu ihrer Dienstmagd, daß mir seit einiger Zeit allerlei aus meiner Speisekammer entwendet wird. Vergangenen Sonntag verwahrte ich das Uebriggebliebene von unserm Abendessen in dem Speiseschrank, und den folgenden Tag fehlte ein Viertel von einem jungen Huhn; heute zähle ich die Birnen nach, die ich gestern kaufte, und nun fehlen sechs Stücke an der Zahl. Ich muß einen Dieb in meinem Hause haben und es muß herausgebracht werden, wer der ist.

Sie warf dabei einen bedeutenden Blick auf Babet, so hieß die Magd. Babet aber antwortete empfindlich, sie sei keine Diebin, und es würde sich schon noch zeigen, wer das Naschmaul sei.

Babet war dießmal wirklich unschuldig, denn die Thäterin war Jettchen, der Madam Schönfeld eigene Tochter. Bei andern Gelegenheiten war aber Babet schon mancher kleiner Veruntreuungen in der Küche überwiesen worden; ihre Gebieterin that ihr also durch ihren Verdacht so gar großes Unrecht nicht, denn wer einmal einer schlechten That überführt worden ist, der kann sich

nicht beklagen, wenn von nun an aller böse Argwohn zuerst auf ihn fällt.

Bald nach diesem Auftritt schlich Jettchen sich wieder in die Speisekammer, und füllte ihre Taschen mit Obst und Konfekt. Aber ach, gerade in diesem fatalen Augenblick, führte das Unglück Babet an die Thür!

Ha, ha, rief sie, nun wissen wir doch, wer unser Hausdieb ist; Mamsell Jettchen also selbst, der Mama liebes gutgezogenes Töchterchen! Jezt nur mit vor in das Zimmer, und zwar mit den vollen Taschen, damit im Haus und in der ganzen Nachbarschaft bekannt wird, wer die Speisekammer bestiehlt.

Ach um Gotteswillen, liebste, beste Babet, sprach mit weinerlicher Stimme Jettchen; nur der Mama verrathe mich nicht; ich will dir geben was du willst, nur mache mich nicht zu Schanden!

Ei seht doch, damit die Mamsell nicht in Schande bestehe, soll ich mich im Haus für eine Diebin ansehen lassen; nein, nein, daraus wird nichts, und nur gleich heraus, oder ich rufe die Mama.

Jettchen fiel ihr um den Hals und bat so lange und so schön, bis sich Babet endlich erbitten ließ. Zum Lohn ihrer Verschmiegenheit schenkte ihr Jettchen ein kleines goldenes Kreuz, das sie von ihrer Großmutter erhalten hatte.

Von jenem Tag an war Jettchen in der Gewalt ihrer Magd; alles was dieses böse Geschöpf von dem unglücklichen Kind verlangte, mußte ihr gegeben werden, denn bei der mindesten Weigerung drohte sie die ganze Speisekammergeschichte der Mama zu erzählen. Hatte Babet Lust zu einem Stück Schinken, oder Braten, oder Gebackenen, so mußte Jettchen es ihr aus der Speisekammer holen; wollte sie auf einen Tanz gehen, so wurde Jettchen über die Kommode der Mama geschickt, um ihr feine Strümpfe, feine Taschen- und Halstücher zu verschaffen. Oft verleitete sie sie sogar ihren Aeltern Geld zu entwenden und es ihr zu bringen. Immer wurde ein Schritt weiter gethan, immer wurde das unglückliche Mädchen mit der Drohung geängstigt, daß alle ihre Schelmstücke der Mama entdeckt und in der Stadt bekannt gemacht werden sollten.

Die Gewissensangst ließ Jettchen nicht mehr schlafen; sie hatte keinen ruhigen Augenblick mehr; Babet verfolgte und quälte sie wie ein böser Geist. Und doch hatte das unglückliche Kind nicht Muth, sich ihrer Mutter in die Arme zu werfen, und ihr lieber alles selbst reumüthig zu bekennen.

So wie aber die geheimsten Schelmstücke endlich an den Tag kommen, so wurde auch dieses entdeckt. Es sah die Großmutter auf der Straße das goldene Kreuz, das

sie Jettchen geschenkt hatte, an dem Halse der Magd: Sie ließ daher sogleich Jettchen rufen, und fragte nach ihrem Geschenk. Alle Empfindungen, die bisher in dem Herzen der armen Verführten verschlossen gewesen waren, machten sich nun auf einmal Luft. Sie warf sich schluchzend in den Schoos ihrer Großmutter und entdeckte ihr alles. Die Großmutter schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, und konnte lange nicht glauben, was sie hörte. Ein Kind, das sie so sehr liebte, sollte seine Aeltern bestohlen und Gemeinschaft mit einer unwürdigen Kreatur wie Babet gemacht haben! Doch die Sache war nur allzu gewiß. Jettchen schwamm in Thränen und flehete um Vergebung.

Die Großmutter ließ sich endlich bewegen für sie zu bitten. Sie kleidete sich an und ging zu Jettchens Mutter, der sie alles entdeckte.

Babet wurde auf der Stelle schimpflich aus dem Hause gejagt; sie rächte sich aber dadurch, daß sie in der ganzen Stadt Jettchens Diebereien bekannt machte, und sich selbst so unschuldig stellte, als es möglich war.

Von nun an wurden Jettchen alle Häuser ihrer Bekannten verschlossen; jedermann deutete mit Fingern auf sie; niemand wollte mehr Umgang mit ihr haben, und ihre eignen Aeltern wollten sie lange nicht mehr sehen.

So unglücklich machte Jettchen sich durch ihre leidige Neigung zur Näscherei!

Valentin.

Valentin war ein unreinlicher und unartiger Knabe, der sich besonders bei Tisch seinen Aeltern und Geschwistern unausstehlich machte. Seine schmuzigen Hände, seine ungekämmten Haare, seine staubigen Kleider, die von Fettflecken strozten, dieß alles machte, daß man ihn nicht ohne Eckel ansehen konnte. Ungewaschen sezte er sich des Morgens zum Frühstück, ungewaschen zum Mittagmahl; und wenn Vater oder Mutter ihm befahlen, sich vorher zu reinigen, so that er es nur zur Hälfte, und nie geschah es ohne Murren. Aber immer war er der Erste und Hungrigste bei Tisch.

Wurde eine Speise aufgesezt, so fuhr Valentin zuerst in die Schüssel; und war sie nach seinem Geschmack, so faßte er seinen Teller gehäuft voll und käuete auf beiden Backen mit einem Schmazen, das an gewisse Thiere erinnerte. Aß er Fleisch, so wurden die Knochen nicht auf

den Teller, sondern auf das Tischtuch gelegt, das er auch auf das eckelhafteste mit Brühe und verschüttetem Gemüß beschmuzte, denn er nahm immer Löffel und Gabel gehäuft voll und lud mit seinen schmuzigen Fingern darauf, was nicht bleiben wollte. Er verlohr daher die Hälfte auf dem Wege, und nie stand er vom Tisch auf, ohne auf seiner Halskrause und Weste einen Theil seines Mittagessens zur Schau umher zu tragen. Dabei hatte er die angenehme Gewohnheit, sich unter dem Essen, entweder auf seinem Stuhle zu schaukeln, oder sich in Erwartung eines neuen Gerichtes mit beiden Ellbogen auf den Tisch aufzulegen. Da er nun im Sommer, über Tisch auch Kleid und Weste von sich warf, und bloß in Hemd und Beinkleidern da saß, so war es kein Wunder, daß ihn einst eine Frau vom Lande für einen jungen Bauer aus ihrem Dorfe ansah, und fragte, wie denn der schwarze Hanns zu der Ehre käme, an Herrn Klementi's Tische zu speisen?

Nächst diesen Unarten hatte Valentin noch viele andere. Wenn er seinen Mund überfüllt, oder die Speisen zu heiß hinabgeschoben hatte, so ließ er die Hälfte wieder auf den Teller fallen und aß sie zum zweitenmal; er nagte wie ein Hund an den Knochen und lekte zehnmal seine eckelhaft beschmuzten Finger ab; faßte mit fetter Hand die Gläser an, trank mit unabgewischtem Mund, griff mit

den Fingern in das Salzfaß und stockerte sich mit den Nägeln die Zähne aus. War er aber mit dem Essen fertig, so legte er sich, beide Hände über den Kopf, auf seinen Stuhl zurück und baumelte mit den Füßen.

Unzähligemal beredeten ihm seine Aeltern diese Unarten; nie aber fruchteten ihre Ermahnungen länger als einen Tag. Man sezte ihn zur Strafe, und weil man sich allgemein vor ihm eckelte, ganz allein an einen Tisch; hier aber überließ er sich seinen Unarten noch ungezwungener.

Einst kam eine Einladung vom Lande an die ganze Familie, der Obsterndte beizuwohnen, und im Pfarrhaus ein freundschaftliches Mittagsmahl zu genießen. Bei den herrlichen Herbsttagen, die man eben damals hatte, wurde sogleich beschlossen, die Einladung anzunehmen. Den Kindern ward die frohe Botschaft angekündiget, und frohlokkend machten sogleich alle die nöthigen Anstalten zu ihrer kleinen Reise. Dem Valentin aber machte der Vater bekannt, daß er leider zu Haus bleiben müsse.

Und warum denn? fragte Valentin ganz betroffen!

Laß dir diese Frage von deinem Gewissen beantworten, sprach der Vater. Glaubst du, ich werde mich in einem fremden Hause der Schande aussetzen, mit einem so ungezogenen und unreinlichen Wesen, wie du, an der Tafel zu erscheinen? Nein, nein, ich will dem

guten Pfarrer Löscher und seiner Familie zum Dank für ihre Einladung nicht durch meinen eckelhaften Valentin den Appetit verderben, und deine Mutter und mich tausend Verlegenheiten aussetzen. Lerne dich erst bei Tisch und in Gesellschaft überhaupt anständig betragen, dann, mein Sohn, sollst du von keiner Lustpartie ausgeschlossen bleiben; so lange aber, bis du dieses kannst, mußt du nicht nur heute, sondern jedesmal, so oft wir zu jemand gebeten werden, das Haus hüten. Füge dich also gelassen in dein Schicksal und bessere dich.

Valentin bat, versprach alles Gute, schrie, weinte, stampfte endlich vor Zorn mit den Füßen; aber alles umsonst; es blieb unwiderruflich bei dem Ausspruch des Vaters. Die ganze Familie ging und Valentin allein blieb mit der Magd zu Hause.

Im ersten Unwillen nahm er sich vor, seine Unarten gleich den folgenden Tag zu verdoppeln; bald aber kam er zur Besinnung und faßte den viel edleren Vorsaz, von nun an sorgfältig über sich zu wachen und sich zu bessern.

Bei der Zurückkunft seiner Geschwister hörte er mit beklemmtem Herzen, um wie viel Freuden er sich gebracht hatte. Weil er sich es aber ernstlich vorgenommen so wurde er von heute an wirklich besser, und der Vater

erlebte noch denselben Herbst die Freude, bei einer zweiten Einladung, zur Weinlese, seinen Valentin, so wie seine andern Kinder, mit sich nehmen zu können.

Tobias.

Tobias Becker war einer der unartigsten Knaben im Städtchen Ebern. Keinen Vorübergehenden ließ er in Ruhe; im Winter warf er nicht nur Kinder und Mägde, sondern selbst angesehene Personen mit Schneebällen; im Sommer mit Steinen. Des Abends ging er mit andern ausgelassenen Jungen von Haus zu Haus, zog an den Glocken und rannte davon. Andere male nahm er Hände voll Erbsen und warf sie an die Fenster.

Es ereignete sich zwar einmal, daß ein Gewürzkrämer, dem er auf solche Art mehrmals geäfft hatte, ihm aufpaßte, ihn glücklich ertappte, und unbarmherzig ausklopfte. Allein Tobias hatte schon alles Ehrgefühl verloren und ließ sich durch eine so schimpfliche Behandlung von dem gewohnten Unfug nicht lange abhalten.

Einst da er von der Schule wie ein losgelassenes Pferd nach Häuse rannte, und sich auf dem Marktplaz mit seinen Kameraden herumraufte, ging ein Freund seines Vaters vorbei, hielt ihm eine derbe Strafpredigt und drohete, ihn bei seinen Aeltern anzugeben. Tobias aber antwortete ihm mit schnöden Reden, und weil er wirklich von ihm verklagt wurde und zu Haus Verdruß bekam, nahm er sich vor, ihm in der nächsten Nacht die Fenster einzuwerfen.

Dieß geschah wirklich. Tobias ergriff einen großen Stein, und traf damit das Fensterkreuz mit solcher Gewalt, daß gegen zehen Scheiben zerbrachen.

Zum Unglück aber lief er gerade auf seiner Flucht der Polizeiwache in die Hand, die ihn ohne Umstände in das Gefängniß schleppte, wo er diese Nacht in einem eckelhaften Winkel auf der Erde schlafen mußte. Am folgenden Tag aber wurde er vor den Polizeibeamten gebracht, der ihn verurtheilte, für seinen Unfug öffentlich gepeitscht zu werden.

Nur auf dringende Fürbitte seines Vaters, der durch seinen ungerathenen Sohn vor dem ganzen Städtchen beschimpft worden wäre, ließ man die Strafe nicht auf dem Markt, sondern auf dem Rathhaus vollziehen. Zugleich wurde Tobias verurtheilt, alle eingeworfenen Scheiben zu

bezahlen, und weil er selbst kein Geld hatte, so mußte sein Vater indessen die Auslage machen.

Es geschah solches. Herr Becker aber war gar nicht geneigt für seinen unartigen Sohn zu büßen. Er bezahlte daher die eingeworfenen Fenster von dem Gelde, das er monathlich zurücklegte, um seinen Kindern an Weihnachten durch Christgeschenke Freude zu machen. Als nun der sehnlich erwartete Christtag erschien, und Herren Beckers ganze Familie mit neuen Kleidungsstücken, Obst, Lebkuchen, Zucker und dergleichen beschenkt wurde, erhielt Tobias nichts als den quittirten Glasers-Konto, den er voll Schaam und Zorn in Stücke zerriß.

Der Schüler
mit dem alle seine Lehrer zufrieden sind.

Ferdinand Held war auf der Schule zu N***, wo er seinen Aeltern bedeutende Summen kostete, und wenig lernte, ob er gleich nächst dem öffentlichen Unterricht viele Privat-Lektionen hatte. Indessen schrieb er fort und fort seinem Vater, alle seine Lehrer seien mit ihm auf das beste zufrieden und das war auch wirklich wahr.

Wenn nämlich sein italienischer Sprachlehrer erschien, so sprach er französisch mit ihm und schwadronirte daß es eine Lust war; kam hingegen der Franzose, so redete er italienisch mit einer Geläufigkeit, über welche ihm die schmeichelhaftesten Komplimente gemacht wurden. Erschien sein Musikmeister, so ließ er ihn eine Menuet spielen, und tanzte ihn mit einer Grazie, welcher der Musiker, der nichts von der Tanzkunst verstand, sein Lob nicht versagen konnte; dem Tanzmeister hingegen, der kaum ein paar Tänzchen zu geigen verstand, spielte er auf dem Fortepiano eine Sonate ohne Takt und Ausdruk vor, die der Tanzkünstler ganz allerliebst fand. Alle rühmten seine Fortschritte in den Künsten, die sie nicht verstanden, und Ferdinand schrieb voll Vergnügen nach Haus, daß er

von seinen Lehrern ohne Ausnahme gelobt würde, und allgemeinen Beifall einerndtete

Ehe Ferdinand die Universität bezog, sollte er noch ein Vierteljahr im väterlichen Hause zubringen, und damit er sich in dieser Zeit in seinen erworbenen Kenntnissen nicht verliegen möchte, wurden ihm Lehrer aller Art gegeben.

Nun, wie finden Sie meinen Sohn, fragte der Vater mit einer triumphirenden Miene den Magister, der ihn im Latein fortüben sollte? Seine Lehrer auf der Schule waren alle sehr wohl mit ihm zufrieden.

Der Magister zukte die Achseln. Für einen Jüngling, sprach er, der die Universität beziehen will, ist er noch ziemlich schwach in der Latinität. Es kann seyn, daß er sich in den lebenden Sprachen und in andern Wissenschaften besser gehalten hat; im Latein aber hat er leider nicht viel gethan.

Das ist mir nicht lieb, sprach der Vater, die lebenden Sprachen sind zwar zu jetziger Zeit unentbehrlich; man muß aber doch die alten darüber nicht ganz an den Nagel hängen. Hm, Hm!

Der Vater war unzufrieden mit Ferdinand, daß er das Latein nicht eifriger getrieben hatte; indessen dachte er, wenn er nur in andern Fächern Fortschritte gemacht

hat, so läßt sich allenfalls das Versäumte noch auf der Universität nachholen.

Er erwartete den französischen Sprachlehrer nach der Lektion an der Thür: Nun mein theuerster Monsieur Mezerai, fragte er ihn, wie finden Sie meinen Sohn im Französischen? Mir deucht, er spricht doch schon ganz geläufig. Oh pour cela, oui, o ja, ja, antwortete der Franzmann, aber er spreken à tort et à travers, und aben eine abscheuliche prononciation. Er weiß nik die Ortographe und aben gemakt hundert Fehler. Er wird nok lang, lang lernen müssen.

Nun das begreife ich nicht. Der Junge hat mir doch geschrieben, daß alle seine Lehrer auf das Beste mit ihm zufrieden sind.

Wenn das ist, erwiederte Herr Mezeraï, so seyn sie schlekte Lehrer, ou bien ils sont contens de bien peu de chose.

Ferdinand, sprach der Vater unwillig, als er wieder zu seinem Sohn in das Zimmer trat, ich glaubte das beste Lob von dir zu hören, und ich sehe, daß dein lateinischer und dein französischer Lehrer sehr übel mit dir zufrieden sind.

Ach, erwiederte Ferdinand, Ihr Monsieur Mezerai ist ein wunderlicher Mann, dem man nichts nach seinem Sinne machen kann. Er findet an allem zu tadeln. Weil

er ein geborner Franzose ist, so bildet er sich ausserordentlich viel auf seine Aussprache ein, und alles was andere lehren, ist nicht recht. Eben so ist es mit seiner Orthographie; man hat schon vor hundert Jahren geschrieben wie ich schreibe, und jezt soll ich es auf einmal anders lernen.

Der Vater schüttelte den Kopf und ging. Den folgenden Tag erkundigte er sich bei dem italienischen Sprachlehrer nach Ferdinands Fortschritten, und der war nicht zufriedener als der Franzose. Ferdinand sprach deutsch mit italienischen Worten, die er noch dazu abscheulich radebrechte, und dabei beging er die gröbsten Fehler wider die Gesetze der Wortverbiudung.

Kein besseres Lob erhielt unser junger Gelehrter von dem Musik- und Tanzmeister. Er hatte zwar einige Tänze auswendig gelernt, die er mit ziemlicher Fertigkeit vortrug, er konnte aber nicht nach Noten spielen, er hielt nicht Takt und sein Vortrag war ohne Geist und Geschmack. — Eben so hatte der Tanzmeister gar mancherlei an seinen Stellungen und Bewegungen beim Tanz auszusetzen.

Ferdinands Vater ärgerte sich darüber. Er ging wieder zu seinem Sohn und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Mit welcher Stirne, sprach er zu ihm, kannst du mir schreiben, alle deine Lehrer zu N*** seien

mit dir zufrieden gewesen? Da doch hier alle einstimmig versichern, du wissest wenig und dieses wenige schlecht?

Nun, ich betheure Ihnen, erwiederte Ferdinand, daß ich Ihnen keine Unwahrheit geschrieben habe; ich erhielt von allen das beste Lob. Freilich spreche ich nicht ganz lateinisch, italienisch und französisch wie ein Meister; auch bin ich in der Musik noch nicht ganz so stark wie Mozart, Haydn und Cherubini; aber doch darf ich mich hören lassen, und es gibt tausende, die das alles viel schlechter verstehen als ich.

Ich habe nie an deiner Selbstgenügsamkeit gezweifelt, erwiederte der Vater, wohl aber an deinem Fleiß; doch Geduld, es wird sich bald ausweisen, wie du deine Zeit auf der Schule angewendet hast.

Der Vater schrieb nach N*** an alle seine Lehrer, sagte ihnen, daß sein Sohn behauptete, sie seien höchst zufrieden mit ihm gewesen, und bat sie ihm in Vertrauen ihr unpartheiisches Urtheil über ihn mitzutheilen.

Das geschah; alle beschwerten sich, daß er eine Menge Stunden versäumt, durchaus keinen Privatfleiß gehabt und einen großen Theil seiner Zeit mit Spazierengehen, Fischen und Vogelstellen verloren habe. Keiner erinnerte sich, ihm je eine große Zufriedenheit bezeugt zu haben.

Alle Briefe wurden Ferdinanden vorgelegt. Wirst du jezt noch immer behaupten; fuhr ihn der Vater entrüstet an, daß du allenthalben das größte Lob einerndetest?

Ferdinand las die Schreiben etwas betreten. Ich will nicht gerade sagen, antwortete er, indem er sie zurückgab, daß mich mein französischer Lehrer wegen meiner Fortschritte im Französischen, und der Italiener wegent meiner Fertigkeit im Italienischen lobte; aber bei dem Franzosen erhielt ich immer Beifall, wenn ich italienisch mit ihm sprach, und bei dem Italiener, wenn ich französisch schwazte. Eben so lobte mich der Tanzmeister wegen meiner Musik, und der Musikmeister wegen des Tanzens.

Ich sehe, mein sauberer Herr Sohn, sprach jezt der Vater mit ernster Mine, daß es dir beliebt hat, mich in einer so wichtigen Sache zu einem Gegenstand deiner Schüler-Schwänke zu machen; aber du wirst es bereuen. Es ist nun nicht mehr die Rede von einem nahen Abgang zur Universität. Du bleibst noch ein ganzes Jahr lang, vielleicht auch zwei und drei zu Hause und hol'st das Versäumte unter meinen Augen nach; zugleich leistest du in dieser ganzen Zeit Verzicht auf allen Umgang mit andern jungen Leuten deines Alters, und leb'st durchaus in der größten Eingezogenheit.

Dieß geschah. Ferdinand kam seinem Vater nicht mehr aus den Augen, selbst in seinen Erholungsstunden nicht. Er mußte den größten Theil des Tages über seinen Büchern sitzen bleiben, und so gelang es ihm endlich nach achtzehn Monathen hinlänglich vorbereitet, die Akademie zu beziehen.

Morgenstern und Abendstern.
Eine Feengeschichte.

Einst waren zwei kleine Knaben, der eine hieß Morgenstern, der andere Abendstern. Eine wohlthätige Fee hatte ihnen diese beiden Namen bei ihrer Geburt aus gewissen Ursachen beigelegt, von denen wir jezt noch nichts gedenken.

Morgenstern und Abendstern hatten ihre gute Mutter verloren und Niemand in der Welt wollte sich der armen Kinder annehmen. Es waren ein Paar allerliebste Knaben; schön wie die Engel, freundlich, gut, einschmeichelnd, und der älteste war nicht älter als neun Jahre.

Ach, weinte der jüngste, unsere Mutter lebt nicht mehr und kein Mensch will sich um uns kümmern; was sollen wir nun anfangen, wer wird uns bei sich aufnehmen, nähren und kleiden!

Liebes Brüderchen, sprach der andere, mit Weinen ist uns nicht geholfen; wir wollen lieber unsere Thränen abtrocknen, und uns umsehen, ob sich nicht doch auf der Welt eine mitleidige Seele findet, die uns Brod gibt. Wir haben ja hier keinen Freund, keinen Verwandten; fort also, hinaus ins Weite!

Der kleine Weinende war das zufrieden. Sie gingen und gingen den ganzen Tag lang in einem langen Thale fort, und kamen am Ende an einen großen Bauerhof.

Der Bauer stand an der Thür und rauchte sein Pfeifchen. Guter Mann, sprach Abendstern, wir sind zwei arme verlassene Kinder, die Vater und Mutter verloren haben; wolltet ihr uns nicht diese Nacht bei euch essen und schlafen lassen?

Ei, sprach der Bauer, da hätte ich viel zu thun, wenn ich alles Bettelgesindel in mein Haus aufnehmen wollte; packt euch fort, mein Hof ist kein Wirthshaus. — Indem er so redete, schlug er ihnen die Thür vor der Nase zu und ließ sie stehen.

Abendstern ging mit seinem Bruder fort und weinte bitterlich.

Noch dunkelte es nicht; sie sezten also ihren Weg noch eine Strecke weiter und suchten ein schönes Landhaus zu erreichen, das sie in der Ferne etwas abgelegen von der Straße erblickten, und das dem Anschein nach sehr reichen Leuten gehören mußte. Sie gingen so schnell es ihre müden Füße erlaubten; indem sie aber ihre lezten Kräfte anstrengten, sahen sie von dem Haus aus zwei Herren zu Pferd auf sie losprengen. Es war der Besitzer des Hauses, der einen Freund zurück begleitete. Nun leben Sie wohl, sprach er, als er den Kindern nahe gekommen war; es ist Zeit, daß ich umkehre, denn dort blinkt schon der Abendstern.

Meynen Sie mich? sprach Abendstern, und lief schnell mit seiner Mütze in der Hand herbei.

Wer bist du Junge, fragte der Reiter? — Ich heiße Abendstern, sprach der Kleine, und mein Bruder da heißt Morgenstern: Wir sind zwei arme Kinder, die nicht wissen, wo sie essen und schlafen sollen; seyn Sie doch so barmherzig und nehmen Sie uns mit.

Ei, antwortete der Mann zu Pferd, was kümmert mich der Morgen- und Abendstern. Der Name ist an euch das Beste, denn sonst scheint ihr mir ein Paar kleine Halunken zu seyn, die ihren Aeltern entlaufen sind.

Nein, nein, bei solchen Zeiten klaubt man nicht alles Gesindel von der Straße auf. Ein ehrlicher Mann hat genug zu thun, wenn er sich und die Seinigen anständig ernähren will; wer alle Vögel, wie ihr, füttern wollte, der würde bald selbst ein Bettler werden.

Indem er so redete, gab er seinem Pferde die Sporn und gallopirte davon.

Ach guter Himmel, weinten die zwei Brüder, wie unbarmherzig sind doch die Menschen! Keiner will unsern Hunger stillen und uns arme verlassene Kinder bei sich aufnehmen!

Es war schon ganz finster und sie konnten vor Müdigkeit nicht weiter kommen. Sie legten sich also beide mit leerem Magen auf das Gras unter einen Baum, wo sie bald einschliefen. Beide sahen im Traum die wohlthätige Fee, die bei ihrer Geburt zugegen war. Sie funkelte von Gold und Juwelen, trat zu ihnen hin und sagte: Seid, liebe Kinder, immer gut, sanft, gehorsam, fromm und laßt euch durch nichts abschrecken. Glück denen, die euch Gutes thun; Unglück über alle, die euch betrüben!

Mit Sonnenaufgang machten sich beide Brüder wieder auf den Weg. Noch waren sie keine Viertelstunde gegangen, so kam ihnen keuchend ein Bauerknecht nachgerannt, der große Eile haben mußte. Lieber Mann, redete

ihn Morgenstern an, habt ihr nicht einen Bissen Brod für zwei Kinder, die seit vier und zwanzig Stunden nicht gegessen haben?

Keinen Bissen, spricht der Mann, ich würde es euch sonst gern geben. Wer hätte aber heute Zeit an das Essen zu denken! Da hat sich mein Herr, der reiche Bauer dort unten in jenem Hof, Gott weiß warum, diese Nacht in dem Keller aufgehenkt, und ich muß so schnell ich laufen kann, in dem nächsten Ort einen Arzt holen, weil man hofft, er möchte noch zu retten seyn!

Was, erwiederten die beiden Knaben, der Bauer in jenem Hof, der uns gestern Abend so unbarmherzig abgewiesen hat, dieser Mann hat sich aufgehenkt?

Nicht anders. Die Bauern allein sind aber nicht so dumm. Da ist unser gnädiger Herr, der stolze Edelmann dort in jenem Landhaus, der es nicht besser gemacht hat. Noch gestern Abends um eilf Uhr hat er sich eine Kugel vor den Kopf geschossen, weil er Nachricht bekam, daß sein Prozeß verloren sei. — Doch ich muß fort Kinder; leb't wohl und reiset glücklich.

Also auch der übermüthige und geitzige Edelmann hat seine Strafe, sprach Morgenstern; aber was hilft uns das? Wir hungern heute wie gestern, und wenn sich nicht bald eine mitleidige Seele findet, so müssen wir verschmachten.

Nach einer Stunde kamen sie in ein Dorf, wo gleich am Eingang ein altes Weib vor einer schlechten baufälligen Hütte die Gasse kehrte. Gott grüß Euch, liebe Frau, redete Morgenstern sie an. — Guten Morgen Kinderchen. Wo kommt ihr denn so früh und so allein her? — Ach wir sind arme verlassene Kinder; unsere Mutter ist uns gestorben, und wir hungern schon seit vier und zwanzig Stunden: Niemand will uns einen Bissen Brod reichen, und diese Nacht haben wir unter freiem Himmel geschlafen.

Ihr armen Närrchen, wie dauert ihr mich, sprach die Alte! Aber nur getrost, ihr sollt nicht länger hungern; kommt herein in unsere Hütte, ich will euch einstweilen Butterbrod streichen und gerne mein Mittagessen mit euch theilen. Gott will, daß wir die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, und beistehen den Nothleidenden.

Nun so segne Euch der Himmel für Euer mitleidiges Herz. Nur Schade, daß eine so gute Seele in einer so baufälligen Hütte wohnt.

Sie gehört nicht einmal mir, erwiederte die Alte; ich bin nur die Magd vom Hause; mein Herr aber ist ein lieber, braver, obgleich sehr unglücklicher Mann. Er handelt mit Getreide, borgt jedermann und Niemand will ihn bezahlen. Er hat über drei tausend Thaler ausstehen,

und weil ihm kein Heller eingeht, so kann er seinen Handel nicht forttreiben und muß kümmerlich leben. Seht nur, da kommt er; wie niedergeschlagen der arme Mann aussieht!

Der Landmann kam, hörte was vorgefallen war, lobte die alte Magd wegen ihrer Menschenfreundlichkeit, liebkoſete die Kinder und bemitleidete sie. Nach mancherlei Gesprächen sagte er zu ihnen: Ihr seid zwei allerliebste kleine Männchen; aber es ist nicht genug, daß man hübsch ist, man muß sich in der Welt auch nüzlich zu machen suchen. Ihr seid zwar noch zu klein zum Arbeiten; aber wie wäre es, wenn einer von euch um den andern meine Schafe hütete? Seht dort unten weiden sie an dem Hügel. Sie haben keinen Hirten, denn der Bursche, dem ich sie zur Aufsicht übergeben hatte, war ein Säufer, und ich mußte ihn abdanken.

Mit Freuden erwieß Abendstern seinem liebreichen Wirth diese Gefälligkeit; sein Bruder aber blieb zurück, um dem guten Mann und seiner Magd bei ihren häuslichen Geschäften an die Hand zu gehen. Er bekam die Aufsicht über den Hühnerstall und den Taubenschlag. Zum Lohn für ihre Dienste versprach ihnen der Landmann Tag für Tag nahrhafte Speisen und Abends ein gutes Bett. Beide Brüder hielten sich jezt für mehr als glücklich.

Abendstern ging also und hütete die Schafe; sein Bruder aber blieb zu Hause.

Kaum war eine Stunde vorüber, so kam ein Fremder herangeritten und stieg ab vor der Hütte. Die alte Magd fragte ihn gutherzig was er brächte, und die Antwort war: Zwölfhundert Thaler, die ich Euerm Herrn schuldig bin. Er ist doch zu Hause? Ei ja freilich; seyn Sie uns tausendmal willkommen mit Ihren zwölfhundert Thalern; ich will sogleich meinen Herrn rufen.

Der Landmann eilte herbei so schnell er konnte, und strich vergnügt sein lang erwartetes Geld ein.

Kaum war der erste Schuldner fort, so kam ein zweiter. — Ist Euer Herr zu Haus? — Ja, was wäre Ihnen lieb? — Ich möchte gern meine Schuld bei ihm abtragen, weil mich eben mein Weg durch den Ort führt. Er hat schon so lange einen Rest von fünfhundert und funfzig Thaler von mir zu fordern.

Recht schön, recht brav, erwiederte die Alte, und klatschte vor Freude in die Hand. Der Landmann aber war nicht wenig erfreut, da er hörte, daß der schlechteste unter allen seinen Kunden sich von selbst mit der Zahlung einstellte. Mit Freuden zählte er das Geld und segnete einen so glücklichen Tag.

Kurz darauf untersuchte die Alte den Hühnerstall, und o Wunder! alle Hühner hatten heute zwei Eier ge-

legt! Sonst gaben sie zu zwölf jeden Tag kaum vier oder sechs, und heute lagen vier und zwanzig im Nest!

An eben demselben Tag kälberte die Kuh und brachte zwei Kälber; die Schweinsmutter aber schüttete auf einmal vierzehn schöne Ferkel, die alle lebten.

Welches Glück! welcher Tag des Segens ist heute! Alles mehrt sich, alles gedeiht in meinem Hause! rief der Landmann aus.

Indeß er sich aber mit seiner Haushälterin noch seiner Freude überließ, kam Morgenstern gelaufen und sagte schon wieder einen Fremden an. Der Landmann eilte an die Thür und erblickte mit Erstaunen abermals einen seiner Schuldner, von dem er sich keinen Heller mehr versprach. Er brachte ihm in einem großen Sack eilf hundert Thaler, die er von einem nahen Verwandten geerbt hatte.

So erschienen nach und nach alle seine Schuldner, und ehe es Abend wurde, waren ihm seine sämtlichen Forderungen eingegangen. Er wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen. Seit sechs Jahren, sprach er, schreibe und bettele ich vergeblich um diese Gelder, und heute an einem Tag kommen sie alle von selbst! Es muß ein guter Engel in meinem Hause walten. — Ich glaube die beiden lieben Knaben haben mir Glück gebracht.

Als Abends die Sonne untergegangen war, erschien Abendstern mit einer ungeheuern Heerde Schafe. Der Bauer erschrack. Guter kleiner Frennd, sagte er, du bist an eine unrechte Heerde gekommen, diese Schafe gehören nicht mir.

Das wäre mir leid, erwiederte Abendstern; es ist aber gewiß die Heerde, die Ihr mir am Hügel zeigtet. — Närrchen, sagte der Bauer, ich hatte nicht mehr als zwanzig Schafe, und das sind mehr als funfzig. Es müssen sich eine Menge andere dazu geschlagen haben; zum Glück aber sind die meinigen alle gezeichnet.

Der gute Mann sah nach dem Zeichen, und es fand sich an allen Schafen. Alle thaten ganz bekannt mit ihm, rochen ihn an, lekten ihn, und gingen von selbst in den Stall. — Das war mehr als er begreifen konnte. Es bestätigte ihn in dem Glauben, daß beide Knaben Glückskinder seien, die allen diesen Segen über sein Haus gebracht hätten.

Weil ich denn so gar glücklich durch euch bin, sprach er, so kommt und helft mir suchen in meinem Keller. Ich habe im lezten Krieg einen kleinen Beutel mit zehen Goldstücken hinter einem Faß vergraben und kann seitdem aller angewandten Mühe ungeachtet das Geld nicht wieder finden.

Er gab Abendstern eine kleine Schaufel und zeigte ihm den Ort. Der Knabe grub, und grub statt eines Beutels ein ganzes Faß Dukaten heraus.

Ists möglich, schrie der Landmann! Anstatt zehen Geldstücke ein ganzes Faß voll! Nein, es läßt sich nicht anders denken: Ihr müßt die Söhne einer Fee oder eines andern wohlthätigen Wesens seyn, das Segen in Fülle über mein Haus ausgießt. Morgenstern brachte mir einen glücklichen Tag; Abendstern einen noch glücklichern Abend! Ja wohl seid ihr Sterne des Glücks. Aber kommt herauf meine Söhne; theilt heute mit mir mein dürftiges Abendessen; morgen aber wollen wir mit einander die gefundenen Schätze theilen.

Der Landmann ließ die beiden Kinder in seinem eigenen Bette schlafen, und den Tag darauf, als sie früh hinab gingen, trafen sie den ehrlichen Hauswirth im Gespräch mit einer schönen in Gold und Silber reich gekleideten Dame an, die ihnen, sobald sie sie erblickte, freundlich die Hand bot. Gute Kinder, sagte sie, ich bin die Fee, die über eurer Geburt waltete. Es war mir aber nicht vergönnt, euch eher nüzlich zu seyn, als bis ihr in der Welt die erste Hülfe bei einem guten edelmüthigen und wohlthätigen Mann würdet gefunden haben. Das ist geschehen und jezt seid ihr geborgen. Von nun an steht ihr unter meinem Schuz und es soll euch nun nichts mehr

mangeln. Von dem Augenblick an, da ihr euer mütterliches Haus verließet, solltet ihr, ohne selbst glücklich zu seyn, Glück und Unglück um euch her verbreiten; Glück bei denen, die euch Gutes thäten, Unglück bei harten und liebloſen Menschen, die euch von sich stoßen würden. Ihr erinnert euch ja, was dem Bauer und dem Edelmann begegnet ist, die euch nicht aufnehmen wollten? Der eine hing sich auf, der andere jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Dieser gute Mann hingegen nahm sich eurer liebreich an, und zum Lohn dafür wurde er reich und glücklich. Eben so hat seine brave Haushälterin diesen Morgen ihren Schrank voll Wäsche und Kleidung und ihre Säcke voll Geld gefunden. Du mein lieber Morgenstern, führtest diesen Namen, weil du deinen Wohlthätern einen herrlichen Tag bringen solltest, und dein Bruder hieß Abendstern, weil er ihnen einen vergnügten Abend verkündigte.

Bleibt nun vereint alle beide mit euerm Wohlthäter; lebet ruhig, lebet glücklich; vergesset nicht, daß Unschuld und sanfte Tugend die Zierde eines Hauses ausmachen, und daß es dem Mann, der seine Thüren dem Unglücklichen öffnet, stets wohlgehen wird auf Erden.

Die mitleidigen Geschwister.

An einem kalten Wintertag kamen Karl und Friederike von einem Besuch nach Hause, den sie bei einer jungen Freundin hatten machen wollen, die sie nicht zu Hause antrafen. Da begegnete ihnen auf der Straße ein kleiner Junge in dünnen ganz zerrissenen Kleidern, der weinend vor Kälte, seine starren Hände unter seinen Lumpen zu erwärmen suchte.

Wem gehörst du denn an, armer Kleiner, fragte ihn mitleidig Friederike, und warum bleibst du denn bei so kaltem Wetter nicht lieber zu Hause?

Ach, weinte der Knabe, meine Mutter heißt Marthe. Sie ist krank und wir haben kein Holz und kein Brod. Ich sollte in der Stadt ein paar Kreuzer Allmosen betteln, aber ach, sie geben mir nichts; nicht einmal sechs Pfennige zu einem Holzbüschel habe ich zusammengebracht. Ach, ach, ach, ach, hier bließ er in seine erstarrten Hände und trat von einem Fuß auf den andern. Nur ein Paar gute Schuhe und ein Paar Holzbüschel wenn wir hätten; hungern wollte ich gerne, denn meine Mutter kann ja ohnehin nichts essen!

J. Ude del. F. Theydroon fc.

Die mitleidigen Geschwister.

Komm mit uns, armer Junge, sagte Friederike, mit ihrer weichen und sanften Stimme, du sollst Holz und Schuhe bekommen; wir wohnen gleich hier in der nächsten Straße.

Die beiden Geschwister gingen rasch voraus, und schnatternd trippelte der Knabe hinter ihnen her.

Als sie nach Haus gekommen waren, erzählten sie sogleich mit ein Paar Worten der Mutter seine Geschichte, und baten sie, ihn in das warme Zimmer treten zu lassen. Dieß geschah, denn Madam Dietrich (so hieß Friederikens Mutter) war eine wohlthätige Dame und eine Freundin der Armen. Sie gab aber nicht zu, daß der Knabe sich mit seinen starren Händen dem Ofen näherte, damit er keine Frostbeulen bekommen möchte.

Indeß Valentin (dieß war der Name des Knaben) sich in dem gutgeheizten Zimmer auswärmte, wurde in der Kammer Karls Garderobe gemustert. Mit liebenswürdiger Geschäftigkeit wühlte Friederike unter den alten Kleidern und fand bald eine noch ziemlich gute Weste, ein Kamisol und ein Paar tuchene Beinkleider. Die Mutter ihrer Seits, suchte ein Paar Schuhe, ein Paar Strümpfe, und ein Hemd hervor. Bei jedem neuen brauchbaren Stück, das sich fand, funkelten vor Vergnügen Friederikens Augen. Wie sich der arme Junge freuen

wird, sagte sie hundertmal, wenn er warm und gut gekleidet zu seiner kranken Mutter zurückkehren kann!

Als der ganze Anzug beisammen war, wurde Valentin in ein warmes Nebenstübchen geführt, damit er sich entkleiden und seine neue Wäsche anthun konnte. Karl folgte ihm und verrichtete Kammerdienerdienste bei dem Knaben. Alle Kleider waren ihm wie angemessen, denn er war ein Jahr jünger als Karl, dem alle jene Kleidungsstücke schon zu klein waren. — Noch fehlte eine Halsbinde und eine Mütze, aber auch diese wurden gleich herbeigeholt, und nun trat der Junge, der sich alle Augenblicke bald von vornen, bald von hinten besah, mit einem Gesichte, auf dem die Freude strahlte, in das Zimmer, wo Madam Dietrich und Friederike ihn erwarteten. Sie sahen ihn mit Wohlgefallen in seinem neuen Anzug, denn Valentin war ein wohlgewachsener Junge, den alles kleidete. Er dankte bald der Mutter, bald Friederiken, bald Karln, und immer wiederholte er beim dritten Wort den Ausruf; Was wird denn nun aber meine Mutter sagen: Ach sie kennt mich nicht, sie kennt mich nicht.

Wenn du aber mit leerer Tasche nach Hause kommst, sagte Madam Dietrich, so wird die Freude nur halb so groß seyn. Wie wäre es denn Friederike und Karl, wenn wir ihm etwas in seine neuen Beinkleider steckten? — Sogleich liefen beide gute Kinder nach ihren

Sparbüchsen, und holten ein Stück Geld heraus, wozu auch die Mutter ihren Beitrag legte, und Karl schob dem Knaben alles in die Tasche. Valentin drückte ihnen dankbar die Hand; er war gerührt von so viel Güte und das Weinen stand ihm jezt näher als das Lachen.

So reichlich ausgestattet wurde er nun entlassen, und jezt rannte er flüchtiger als ein Reh nach Haus zu seiner kranken Mutter, die heiße Freudenthränen vergoß, als sie ihn so gut gekleidet wieder sah. Ach, sprach sie, noch lebt der alte Gott, der dem Raben die Speise gibt, wenn seine Junge zu ihm rufen. Sie schwieg, und ihre Empfindungen ergoßen sich in ein stilles Dankgebet gegen den Geber alles Guten.

Kaum hatte sie sich von dem ersten Eindruck erholt, so erschien die Magd aus dem Dietrichischen Haus mit einer Schüssel gutgekochter nahrhafter Speise für die Kranke und einem Päckchen Wäsche, Muff und Handschuhen für Mutter und Sohn. Zugleich fuhr ein Taglöhner mit einem gehäuften Karren voll Holz vor, damit sie sich auch einer warmen Stube erfreuen konnten.

Dieß war mehr als die kranke Frau zu ertragen vermogte; sie sank weinend auf ihr Bett zurück und hob die Hände gen Himmel. In der Angst, sprach sie, rief ich den Herrn an und der Herr erhörte und tröstete mich; ich werde ihm danken, daß er meiner Kinder Hülfe und mein

Gott ist. — Mein erster Gang, fuhr sie nach einer Pause fort, wenn mir Gott meine Gesundheit wieder schenkt, soll zu Madam Dietrich seyn. So bald mich meine Füße wieder tragen, muß sie mir erlauben mit meinem Valentin ihre und ihrer Kinder wohlthätige Hände zu küssen. Gott erhört das Gebet des Armen wie des Reichen; auch mein Gebet wird er hören und seinen besten Segen über sie ausschütten.

Die Stiefmutter.

Thekla hatte eine allzugütige Mutter. Madem Frambach, so hieß sie, wünschte ihre Kinder glücklich zu machen, und um ihnen eine frohe Jugend zu verschaffen, alle ihre billigen Wünsche zu befriedigen. Wer weiß, sprach sie öfters bei sich selbst, wie lang ich lebe; meine Gesundheit ist schwankend, mein Körper schwach; bald vielleicht werde ich von meiner Familie abgerufen, und ich möchte so gern mein Andenken in Segen hinterlassen. Wenn ich einst nicht mehr bin, so sollen meine Kinder sagen können, wir haben eine gute Mutter verloren; alles sei ihnen da-

her gewährt, was ich ihnen gewähren kann, und ihre Liebe im Leben und im Tod sei dafür mein Lohn!

So dachte Madam Frambach, aber ach statt Liebe wurde ihr Undank zu Theil! Thekla, ihre älteste Tochter, hatte ein böses unzufriedenes Herz; sie hielt die reine Zärtlichkeit ihrer Mutter für Schwäche, und je mehr ihr zugestanden wurde, desto mehr forderte die Ungenügsame.

Bald erkannte die betrübte Mutter, wie sehr ihre Güte mißverstanden ward; bald sah sie die Grenzen ihrer Nachgiebigkeit vor Augen. Sie mußte ihren Kindern gar manches versagen, denn sie verlangten mehr als sie geben konnte. Thekla insbesondere wollte keine Gesellschaft, keine Komödie, kein Konzert versäumen, wollte keiner ihrer Gespielinnen an Puz und Kleiderpracht nachstehen, und wenn die Mutter ihr Vorstellungen machte, so fing sie an zu maulen, zu trotzen, sich mit schnöden und groben Reden an ihr zu vergehen. Oft beweinte die Mutter jezt ihre allzugroße Güte, und sah ein, daß Kinder nicht früh genug gewöhnt werden können, sich manche Wünsche ihres Herzens zu versagen. Sie nahm sich vor, ihren Fehler wo möglich wieder gut zu machen, allein es war zu spät. Thekla nahm täglich an Troz und Unverschämtheit zu; ihre Antworten wurden immer herzzerschneidender, immer giftiger. Sie nahm sich sogar nicht

mehr in Gegenwart fremder Personen in Acht; im Gegentheil war die Erscheinung eines Besuchs für sie eine Aufforderung, ihrer Mutter auf das schamloseste zu widersprechen und ihr mit noch größerer Geringschätzung als gewöhnlich zu begegnen. Madam Frambach konnte keine Frage, keinen Befehl an sie ergehen lassen, ohne eine schnippische oder trotzige Antwort zu erhalten. Thekla schien sich durch ihr unehrerbietiges Betragen gegen eine allzuzärtliche Mutter ein Ansehen geben zu wollen. Allein was war die Folge davon? Sie machte sich verächtlich bei jedermann, und alle Mütter verboten ihren Kindern Umgang mit einer solchen Schlange zu pflegen. Bald blieb ihr keine andere Gesellschaft mehr als einige elende Geschöpfe, die nicht besser waren als sie. Jede gute Tochter floh und verabscheute sie.

Dieß alles aber war erst der Anfang ihres Unglücks. Ihre allzugute Mutter wurde ihr entrissen; Kummer und Gram über ihre mißlungene Erziehung, über die Schande, welche ihr Thekla machte, über die harten Urtheile der Welt, die ihrer Nachsicht, ihrer Schwäche gegen ihre Kinder die größte Schuld beimaß, warf sie endlich auf das Krankenbett und bald machte ein unheilbares Uebel ihrem traurigen Daseyn ein Ende.

Thekla und ihre Geschwister hatten zwar jezt noch ihren Vater; allein durch den übertriebenen Aufwand, der

zu Lebzeiten der Mutter gemacht wurde, war sein Vermögen geschmolzen. Er suchte sich daher durch eine zweite Heirath zu helfen und Thekla bekam nebst ihren Geschwistern eine Stiefmutter, die sie bald mit eben so vieler Härte, als ihre entschlafne wahre Mutter mit allzugroßer Güte behandelte. Thekla suchte sich anfangs mit ihrer geläufigen Zunge zu helfen, allein sie machte das Uebel nur desto ärger; die neue Mutter rächte unbarmherzig an ihr die beleidigte Ehrerbietung. Die ganze Stadt war Zeuge von Theklas traurigem Schicksal, aber niemand bedauerte sie; alle sprachen: sie hat an ihrer verewigten Mutter noch etwas ärgeres verschuldet, und wenn sie ihren Thränen bei ihrem Vater Luft zu machen suchte, so antwortete er kalt, füge dich mit Geduld und nimm alles als die gerechte Strafe deiner Vergehungen gegen deine erste Mutter an.

Thekla war trostlos: Kein Mensch, der sie bemitleidete, der für sie sprach, der sich ihrer annahm! Selbst ihr Vater hatte seine Hand von ihr abgezogen, und blieb ungerührt von ihren Thränen. Ehedem gewohnt, die Gebieterin im Vaterhaus zu spielen, und alles ihrem Willen zu unterwerfen, mußte sie jezt die niedrigsten Arbeiten verrichten und die Kinder der Frau pflegen, die sie nicht anders als mit Groll im Herzen ihre Mutter nannte.

Um ihre Leiden vollkommen zu machen, erwachte endlich auch ihr schlummerndes Gewissen. Sie erinnerte sich mit Wehmuth der Zärtlichkeit der Entschlafenen, ihrer Sanftmuth, ihrer Güte, und des schwarzen Undanks, womit sie dieselbe belohnt hatte. Sie gedachte der unzähligen Seufzer, welche über ihr unkindliches Benehmen ausgestoßen wurden, und ihre Thränen flossen häufiger. Gute Mutter, rief sie oft in schlaflosen Nächten, indem sie vergeblich ihre Hände nach ihr ausstreckte, o wenn meine Zähren dich erwecken, wenn meine Hände dich aus deinem Grabe graben, wenn meine Reue dich versöhnen könnte! Aber ach! es ist zu spät, dein liebevolles Herz ist kalt und starr; es schlägt nicht mehr für deine Kinder. Du bist todt für uns auf immer, aber — dein heißester Wunsch ist erfüllt; dein Andenken ist in Segen, und so lange deine Kinder leben und Empfindung haben, werden sie dich lieben und verehren. Erflehe, o Gute, Kraft für uns vom Himmel herab, daß wir unsere Leiden gelassen ertragen, und stärke uns durch den Gedanken, daß alles zu unserer Besserung dient!

Von nun an nahm sich Thekla vor, auch die härteste Begegnung von ihrer zweiten Mutter geduldig zu ertragen, und durch Demuth und Gelassenheit ihre ehemalige schwere Schuld abzubüßen, durch Reue und Ergebung die

Gottheit zu versöhnen — und siehe, ihr Unternehmen gelang!

Sie war gehorsam gegen alle Befehle, fügte sich ohne Murren in alle Forderungen ihrer Stiefmutter, kam ihren Wünschen so weit es möglich war, zuvor; zeigte sich immer freundlich, immer gelassen; keine saure Miene, kein finsterer Blick verrieth Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit. Sie nahm sich des Hauswesens an, sie besorgte die Küche und den Keller: Bald konnte Madam Frambach sich ganz auf sie verlassen. Mit ihrem Zutrauen schenkte sie ihr nach und nach ihre Liebe; sie begegnete ihr immer gütiger, sorgte bei ihr für anständige Kleidung, für gute Gesellschaft; zog sie, so weit es möglich war, zu ihren Lustpartien, und söhnte sie durch ihr Lob wieder mit der ganzen Welt aus.

Für Thekla begann jezt ein neues Leben. Ihr Herz war ruhig und zufrieden und mit seligem Selbstbewußtseyn dachte sie oft in einsamen Stunden: Du bist ausgesöhnt mit deiner verewigten Mutter und sie schaut mit Wohlgefallen auf dich herab aus dem Himmel!

Die Stubenthür.

Fritz, Fritz, rief Herr Ebeling zur Thür hinaus, wo bist du? — Sollte er wohl schon aus dem Hause seyn, sprach er, und lief an das Fenster. Ja wirklich, dort geht er, Fritz, Fritz! — vergebens, er ist schon zu weit. Heinrich, laufe doch schnell deinem Bruder nach, er soll augenblicklich nach Haus kommen, ich habe noch etwas mit ihm zu reden.

Heinrich rannte Fritzen eiligst nach, und holte ihn glücklich in der dritten Straße noch ein.

Ach Himmel, sagte Fritz unwillig, was hat denn der Vater so nöthiges mit mir zu sprechen; hätte es denn nicht Zeit gehabt, bis ich wieder nach Haus gekommen wäre? Nun muß ich diesen weiten Weg bei der großen Hitze noch einmal machen. — Er folgte indeß seinem Bruder, und beide gingen wieder nach Haus.

Was befiehlst du denn, lieber Vater, sprach er ganz kleinmüthig, als er zum Zimmer hereintrat; ich war schon beinahe auf dem Markt, und du ließest mich wieder umkehren.

Das ist mir leid, sagte der Vater, es ist weiter nichts, als daß du vergessen hast die Stubenthür hinter

dir zuzumachen. Schnappe sie also zu — es ist das eine kleine Mühe — und gehe in Gottes Namen deine Wege. Ich verlange sonst nichts von dir.

Ach du lieber Himmel, rief Fritz in einem weinerlichen Ton, um die Stubenthür zuzumachen, lassen Sie mich bei der drückenden Hitze drei Straßen weit wieder umwenden! Hätte denn Heinrich sie nicht leichter selbst zugemacht, als daß er mir so eine weite Strecke nachlief?

Allerdings, antwortete der Vater. Allein es ist mir daran gelegen, dir eine Untugend abzugewöhnen, die dich und mich unglücklich machen kann. Ich sage dir voraus, daß ich dich künftig jedesmal, so oft du eine Thür offen stehen lässest, werde zurückholen lasse, und wenn ich dir einen reitenden Boten nachschicken sollte.

Fritz wurde von jezt an zwar etwas aufmerksamer, allein erst durch Schaden wurde er ganz klug. Er ließ einst die Küche offen stehen; eine Diebin schlich sich hinein, packte silberne Löffel, Zinn, Kupfer, kurz alles was sie fortbringen konnte, in einen Korb, den sie bei sich hatte, und ging damit davon.

Ein andermal ließ Fritz seine eigene Kammer offen; ein reisender Handwerksbursche verlangte Almosen, niemand antwortete ihm; er sah in das Zimmer, und da er keinen Menschen gewahr wurde, nahm er Fritzens Taschen-

uhr von der Wand herab und machte sich damit aus dem Staube.

Fritz ging, als er seine Studien geendiget hatte, mit einem jungen Edelmann auf Reisen, ließ unterwegs in einem Gasthof nach seiner übeln Gewohnheit Thür und Koffer offen, und wurde, während er mit seinem Zögling zu Tische saß, von einem listigen Dieb rein ausgestohlen. Fritz verlohr sein baares Geld, seine Kleider, seine Wäsche und was das schlimmste war, seinen Zögling und die Gelegenheit zu einer beneidenswerthen Reise, denn der Vater des Jünglings wollte seinen Sohn nicht länger einem so leichtsinnigen Führer anvertrauen.

Der Lärmer.

Alexander fiel durch sein Schreien, das Zuschlagen der Thüren, die lärmenden Zeitvertreibe, die er sich wählte, seinen Aeltern und der ganzen Nachbarschaft außerordentlich beschwerlich. Er dachte nur an sich, nie an andere. Des Morgens wenn alles noch in süßem Schlummer lag, polterte er schon in den Zimmern herum, ver-

rükte Tische und Sessel, prellte die Thüren zu, stürmte die Treppen auf und ab und brachte das ganze Haus in Unruhe; sobald er nicht mehr schlief, durften auch andere nicht mehr schlafen. Nicht ruhiger verhielt er sich auf der Straße; er rannte sie des Tags hundertmal mit seinen Freunden lärmend auf und ab, hezte die Hunde an einander, bellte selbst wie ein Hund, und verführte einen solchen Unfug, daß öfters Klagen wider ihn einliefen, und die Nachbarn droheten, ihn bei der Polizei anzugeben.

Einst da eine Wöchnerin nach einer schweren Niederkunft gänzlich erschöpft zwischen Tod und Leben lag, kam Alexander nebst einigen andern seiner Gesellen, mit großen Peitschen vor das Haus dieser Frau und alle fingen an um die Wette zu knallen und zu schreien. Durch die überstandenen Leiden waren aber die Nerven der Kranken so reizbar geworden, daß sie bei diesem Unfug außerordentlich zu leiden hatte: Bei jedem Knall fuhr sie zusammen, und ihr Gesicht gerieth in konvulsivische Bewegungen. Man warnte Alexandern; er antwortete aber, er sei auf der Gasse, wo er thun könne was er wolle, ohne jemand Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig zu seyn. Er fuhr also unbekümmert fort zu knallen und trieb der Kranken kalten Todesschweiß aus. Zum Glück kam eben jezt ihr Gatte nach Haus, der nicht nur schnell dem Unwesen ein Ende machte, sondern auch auf der

Stelle zu Alexanders Vater, Herrn Ebermaier ging, sich über dessen Sohn beschwerte, ihm die bedenkliche Lage seiner Frau vorstellte und ihn bat, seinem Alexander für die Zukunft das Knallen und Lärmen auf der Straße zu untersagen.

Herr Ebermaier bezeugte ihm sein herzliches Bedauern über alles, was seine kranke Gattin durch seinen unvernünftigen Sohn zu erleiden gehabt hatte, und versprach ihm, daß solches künftig nie wieder geschehen sollte.

Alexander wurde sogleich gerufen und ihm die Peitsche abgefordert. Er erhielt den verdienten Verweis, und es wurde ihm streng verboten, je wieder auf der Straße zu knallen oder auf eine andere Art zu lärmen.

Aber mein Himmel, erwiederte Alexander, auf der Straße und in meinem Eigenthum kann ich ja thun was ich will. Ja, wenn ich mit meiner Peitsche in des Nachbars Haus gekommen wäre und geknallt hätte, da wäre es etwas anderes gewesen, aber auf der Gasse, die gemeinschaftlich ist, und unter Gottes freiem Himmel hat mir niemand etwas einzureden.

Da irrst du dich sehr mein Sohn, sprach der Vater, auch auf der Straße darf nichts geschehen, was anderen Schaden oder auch nur Beschwerde verursacht. Weißt du nicht zum Beispiel, daß Abends die Betrunkenen von der Polizeiwache eingefangen werden, wenn sie schreiend nach

Hause gehen? Schreien doch auch sie unter freiem Himmel. Eben so ist es in noch vielen andern Fällen. Wenn jeder nur an sich allein zu denken brauchte, und ohne Rücksicht auf andere thun dürfte was er wollte, so würden viele Menschen ein sehr unbequemes Leben führen. Aber nicht einmal in unserm Eigenthum können wir alles thun und treiben was uns beliebt. Zum Beweis will ich dir, wenn du willst, heute Abend davon ein Beispiel erzählen, das dir die Sache einleuchtend genug machen wird. Erinnere mich nur nach dem Essen an mein Versprechen. Für jezt aber ziehe hin in Frieden, und gib nie wieder Anlaß zu ähnlichen Klagen.

Alexander, der ein großer Freund von Erzählungen war, ermangelte nicht. seinen Vater an die versprochene Geschichte zu erinnern und der Vater hub folgendermaßen an:

Ein reicher Engländer, der sich in Deutschland aufhielt, hatte sich seiner kränklichen Umstände wegen, den Sommer über in einem Landhause eingemiethet. Dieser Mann war nun ein ganz leidenschaftlicher Jäger, und weil ihn oft seine schlechte Gesundheit, oft auch die üble Witterung von der Jagd im Freien abhielt, so gerieth er auf den Einfall, sich dieses Vergnügen in seinem Zimmer zu verschaffen. Er ließ daher seine Wohnung nicht nur mit Waldtapeten und Thiergemälden bekleiden, sondern

ließ auch kleine Fichten, Tannen und andere junge Bäume hineinstellen und das ganze untere Stockwerk damit ausschmücken. In kurzer Zeit war demnach die Wohnung des englischen Sonderlings in einen kleinen Wald umgewandelt. Zugleich ließ er Katzen, Hasen, wilde Kaninchen und andere Thiere, so viel man nur auftreiben konnte, hereinbringen; er aber rüstete sich zur Jagd, hezte, jagte, schoß vom Morgen bis zum Abend und führte mit seinen Hunden einen so fürchterlichen Lärm durch den selbstgeschaffenen Wald, daß man nicht anders glaubte, als daß das wilde Heer im Anzug sei.

Das obere Stockwerk, das von dem untern nur durch eine dünne Decke getrennt war, wurde von einem Gelehrten bewohnt, der sich auf dem Lande eingemiethet hatte, um desto ungestörter studieren zu können. Man denke wie ihm geschah, als er das entsezliche Toben des wilden Jägers und seiner Hunde in dem untern Geschoß so mit anhören mußte! Er hielt anfangs die Sache nur für einen närrischen bald vorübergehenden Einfall des wunderlichen Britten und ertrug das Unwesen einige Tage lang mit unbeschreiblicher Geduld; da aber der Lärm kein Ende nehmen wollte, sondern vielmehr mit jedem Tag ärger wurde, so sah er sich endlich genöthiget, dem wilden Jäger einen Besuch abzustatten und ihn zu bitten, daß er ihm Ruhe gönnen möchte.

Der Engländer dachte indeß wie mein Alexander; er nahm die Vorstellungen seines Hausgenossen sehr übel auf. Es ist das meine Wohnung, schrie er; ich muß sie theuer genug bezahlen und es hat kein Mensch mir etwas darin zu befehlen; ich kann in meinem Zimmer thun, was mir beliebt, und wer mich daran verhindern will, auf den mache ich selbst Jagd.

Der Gelehrte mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen und der wilde Jäger trieb sein Wesen ärger als zuvor.

Einige Tage darauf, als er wieder nach seiner Gewohnheit schon am frühen Morgen mit fürchterlichem Getöse durch die Zimmer rasete, fing zu seiner nicht geringen Verwunderung der breterne Himmel über ihm an, dicht zu regnen, und das Geplätscher wurde bald so arg, daß seinen Zimmern eine gänzliche Ueberschwemmung zu drohen schien. Wüthend vor Zorn stürmte er die Treppe hinauf, um die Ursache eines so sonderbaren Ungewitters zu erfahren. Er riß die Thür des Gelehrten auf, und sah einen ganzen See vor sich; der Eigenthümer aber stand auf einer Bank, mit einer Angel in der Hand, und schien Fische zu fangen.

Herr, plagt Sie der Satan, brüllte ihn der Engländer an, wollen Sie denn, daß ich da unten ersaufen soll? Sie müssen ja ganz den Verstand verloren haben!

Lassen Sie das gut seyn, erwiederte der Gelehrte ganz ruhig auf seiner Bank; was kümmert es Sie, was ich mache? Ist das nicht meine Wohnung? Ich muß sie theuer genug bezahlen. Kein Mensch hat mir etwas zu befehlen; ich kann hier thun und machen, was mir beliebt. Sie jagen und ich fische, und wer mich an meinem Vergnügen verhindern will, gegen den werfe ich selbst die Angel aus.

Jezt war die Reihe zu bitten an dem Engländer. Herr Sie sind mein Mann, rief er aus, indem er dem Fischer die Hand reichte; wir wollen Friede mit einander machen und den Spaß aufgeben. Sie haben mir begreiflich gemacht, daß man selbst in seiner eigenen Wohnung nicht bloß allein an sich, sondern auch bisweilen an andere denken muß.

Eine herzliche Umarmung besiegelte den geschlossenen Vertrag und ihre beiderseitige freundschaftliche Verbindung.

Hier schloß der Vater seine Erzählung. — Du siehst aus dieser Geschichte, fügte er hinzu, mein lieber Alexander, daß du es zwar nicht ganz so arg, aber doch nicht viel besser als der wilde Jäger machst, wenn du des Morgens und Abends, wenn alles außer dir schläft, die Thüren zuschlägst, mit den Stühlen in dem Zimmer herumpolterst, den Stiefelzieher von einer Ecke des Zim-

mers in die andere wirfst, die Tische verrükst und auf hunderterlei andere Arten die Ruhe deiner Aeltern, deiner Geschwister und Nachbarn störst.

Wenn Andere nicht mehr Schonung für dich hätten, als du für sie, so würdest du es gewiß sehr übel empfinden. Erinnere dich daher täglich an die so bekannte und so schlecht befolgte Regel: Alles was du willst daß dir die Leute thun sollen, das thue auch ihnen.

Klärchen, die Spielerin.

Klärchen Schäfer war außerordentlich auf Spiele aller Art, besonders auf Karten- und Würfelspiele erpicht. Ihre Aeltern gönnten ihr gern ein unschuldiges Vergnügen unter ihren Freundinnen; sie wollten aber, daß Kinder sich mit Kinderspielen begnügten, oder höchstens unschädliche gesellschaftliche Spiele unter einander machten, wie zum Beispiel Lotto und dergleichen; nie aber sollten sie Karten und Würfel in die Hand nehmen. Spiele dieser Art waren Klärchen auf das bestimmteste verboten; allein sie gehorchte nicht. Wenn sie mit ihren

Freundinnen allein war, oder einen Besuch außer dem Hause machte, so wurden immer die Karten hervorgesucht, und dann ging es ungesäumt an Sticheln, Mariagen, Trischaken und wie die Spiele alle heißen.

Einst da sich Klärchen mit Karolinen, Ulriken und noch einigen andern jungen Persönchen ihres Geschlechtes einem so edeln Zeitvertreib überließ und eben unter grossem Geschrei einen streitigen Fall mit ihnen zu entscheiden suchte, trat zu ihrem nicht geringen Schrecken der Vater aus dem Nebenzimmer herein.

Was bedeutet denn dieser Tumult? redete er sie mit möglichster Mäßigung an. So mag es vielleicht auf Bierbänken zugehen; wer sollte aber glauben, daß junge Frauenzimmer aus guten Familien sich selbst so weit vergessen könnten? Man verzeiht allenfalls einem betrunkenen Handwerker, wenn er unter andern Betrunkenen schreit, lärmt und mit der Faust auf den Tisch schlägt; wer könnte denn aber etwas ähnliches jungen Damen vergeben, die Anspruch auf Bildung machen? Nein, nimmermehr hätte ich das von Ihnen geglaubt, wenn ich nicht selbst Zeuge von einem solchen Auftritt gewesen wäre.

Und du insbesondere Mamsell Klärchen, wie oft sind dir Karten und Würfelspiele verboten worden und wie kannst du dich erdreisten. . . .

Aber lieber Vater, ist es denn nicht einerlei, ob wir ein Karten- oder ein anderes Spiel machen?

Nein, Spiele, die den Charakter der Kinder verderben, die sie habsüchtig, streitsüchtig, unverträglich machen, die einst zur Leidenschaft werden und die traurigsten Folgen haben können: solche Spiele gehören nicht für Kinder, und nie werde ich sie in meinem Hause dulden.

Wir spielen aber sonst so ruhig und nur dies einzige Mal. . . .

Ich beobachte dich schon länger als du glaubst; ich war Zeuge von der unartigen Weise, auf welche du dich mit Demoiselle Karoline um einige Marken zanktest; ich war Zeuge, daß du dagegen von ihr eines Betrugs überführt wurdest; war Zeuge, daß beinahe bei jedem Spiel ein neuer Streit entstand, und hundert Worte ausgesprochen wurden, die den Mund eines gebildeten Frauenzimmers entehren und einen übeln Begriff von ihrer Erziehung geben. Kurz, mein Wille ist, daß nie wieder eine Karte von dir berührt werden soll.

Mit diesen Worten raffte Herr Schäfer ganz gelassen die Karten auf dem Tische zusammen und warf sie in das Feuer.

Klärchen weinte bitterlich; ihre jungen Freundinnen aber, denen die unfreundliche Anrede des Herrn Schäfers sehr mißfällig gewesen war, griffen sogleich nach Hand-

schuhen, Muff und Shawl, und empfahlen sich. Kaum aber waren sie vor der Thür, so machten sie ihrer Empfindlichkeit Luft, nannten Herrn Schäfer einen groben Mann, der es für eine Ehre halten dürfte, wenn man mit seiner Tochter Umgang haben möchte, und nahmen sich vor, sein Haus nie wieder zu betreten.

Herr Schäfer erfuhr ihren Vorsaz, und freute sich darüber, denn sein heißester Wunsch war, sein Kind aus ihren Händen zu befreien. Die Freude war jedoch von kurzer Dauer. Man trozte nur eine kleine Zeit; bald legte sich der erste Zorn und man versöhnte sich wieder. Es wurden neue Karten angeschafft; die Spielpartien wurden nun aber nicht mehr in Herrn Schäfers Hause, sondern an einem dritten Ort gehalten, wo man nicht in Gefahr war, auf eine so unfreundliche Weise unterbrochen zu werden.

Die unbesonnene Klärchen frohlockte im Herzen, daß sie ihren Vater so hintergangen hatte, und sich ihrer Spiellust nun ungestört überlassen konnte. Aber ach, sie ahndete nicht den Abgrund, an welchem sie schwankte!

So wurde in ihrer Spielgesellschaft um Geld, erst ganz niedrig, dann immer höher gespielt. Klärchen gewann bisweilen, und verwendete ihren Gewinn auf Puz; es wurden Bänder, Ohrenringe, Halsgehänge, Blumen, Federn gekauft; bald wurde Klara das eitelste Närrchen

in der Stadt, und ihre Aeltern beredete sie, sie bekäme allen ihren Puz bald von dieser, bald von jener Dame zum Geschenk.

Allein nicht immer wurde gewonnen; oft kehrte ihr das Glück den Rücken; sie konnte nicht bezahlen, sie machte Schulden, und da ihre Freundinnen sie preßten, entwendete sie erst allerlei Kleinigkeiten und nach und nach immer bedeutendere Gegenstände aus dem väterlichen Hause. Bald fehlte ein silberner Kaffelöffel, bald ein Eßlöffel, bald eine Zuckerzange. Es entstand darüber unsäglicher Verdruß mit dem Gesinde; mehrere Mägde wurden unschuldig aus dem Dienste gejagt und kamen um ihren guten Namen.

Klärchen machte ihr Gewissen zwar manche bittere Vorwürfe; bald aber verstummte es beinahe ganz.

Glück und Unglück wechselten beständig in ihren Spielen. Je mehr sie aber verlor, desto mehr wagte sie, um es wieder zu gewinnen, und dadurch gerieth sie nach und nach so sehr in Schulden, daß ihr kein anderes Mittel übrig blieb, als ihrem Vater Geld aus seiner Schatulle zu stehlen. Sie versuchte es mit einigen Thalern, und ging nach und nach immer weiter, bis endlich Herr Schäfer seinen Verlust gewahr wurde. Der erste Verdacht fiel wieder auf das Gesinde, endlich aber machte der unglück,

liche Vater mit Entsetzen die schrekliche Entdeckung, daß er von seinem eigenen Kinde bestohlen wurde.

Ich vermag es nicht, die Scene zu schildern, die jezt entstand. Auf der einen Seite der trostlose Vater und die arme Mutter, die mehr um die verlorne Ehre ihrer Tochter als um ihr Geld jammerten; die Vorwürfe, die sie sich machten, daß sie Klaren bei ihrer bekannten Neigung zum Spiel, nicht sorgfältiger beobachtet hatten; das Unrecht, das so manchem braven Diener geschehen war, denn Klara mußte bekennen, daß alle Diebstähle im Haus von ihr waren verübt worden. — Auf der andern Seite die überwiesene Sünderin, die blaß, mit gesenktem Haupt, mit rothgeweinten Augen, mit herabhangenden Armen und in einander geschränkten Händen ihr Urtheil erwarte- te — und was man nicht sah — der innere Kampf, der in ihr vorging, die Vorwürfe, wetche ihre erzürnten Aeltern und mehr noch ihr neu aufgeregtes Gewissen ihr machten, die bange Erwartung der Zukunft, ihre zitternden Knie, ihre bebenden Lippen, dieß alles zusammengenommen, machte diesen Auftritt so erschütternd, daß allen angehenden Spielern zu wünschen wäre, sie möchten Zeuge davon gewesen seyn.

Der Vater, der seiner Entrüstung nicht trauete, und ihr mit kaltem Blute ihr Urtheil sprechen wollte, befahl ihr, ihm aus den Augen auf ihr Zimmer zu gehen, und

das mit einem Blick, mit einem Ton, der die Schuldige zu vernichten drohete. Sie sank auf die Knie nieder und rang flehend die Hände; der Vater aber wiederholte ihr den Befehl, sich zu entfernen und ging in sein Kabinet.

Bei kälterem Blute wurde mit der Mutter die Abrede genommen, daß Klärchen sechs Wochen lang, bei sparsamer Kost, ihr Zimmer hüten, und ein ganzes Jahr lang in keine Gesellschaft kommen sollte. Aber leider waren das nicht die härtesten Folgen ihres Fehlers. Sie wurde das Gespräch der ganzen Stadt; allenthalben erzählte man sich, daß Klärchen ihres Vaters Kasse erbrochen habe; in keinem Hause wollte man sie künftig mehr dulden.

Nicht viel besser erging es ihren Spielschwestern. Ein Theil von Klärchens Schande fiel auf sie zurück, und sie wurden aus allen guten Gesellschaften ausgeschlossen.

Als das Jahr verflossen war, erlangte zwar Klärchen ihre Freiheit wieder; aber wenn sie sich bei einer Jugendfreundin zu einem Besuch melden ließ, so war immer die Antwort, man sei nicht zu Hause, oder anderwärts versprochen. Nie kam eine Einladung und wenn Klärchen an der Seite ihrer Mutter eine Gesellschaft besuchte, so wurde sie kalt empfangen und alle andere junge Mädchen zogen sich von ihr zurück.

So mußte nun Klärchen ihre schönsten Jugendtage einsam und von allen ihren Freundinnen gemieden in ihrem väterlichen Hause zubringen, bis sich endlich eine Gelegenheit zu ihrer Versorgung fand. Ein fremder Kaufmann warb um ihre Hand und erhielt sie.

Jezt erst fing für Klara wieder ein neues Leben an: niemand kannte sie in ihrem nunmehrigen Wohnort, und da sie angenehm im Umgang, geistreich und liebenswürdig war, so wurde sie bald in die besten Gesellschaften gezogen und auf das artigste aufgenommen. Kein Ball, kein Konzert wurde gegeben, keine Lustpartie veranstaltet, zu welcher nicht auch Klara aufgefordert wurde. Bald vergaß sie im Taumel so viel neuer gesellschaftlicher Freuden ihre Verbannung im väterlichen Hause und alle erlittenen Demüthigungen; sie fing wieder an zu spielen, und ihr alter Hang zu den Karten wurde aufs neue zu einer wilden Leidenschaft. Sie vergaß Mann, Kind und Haus am Pharaotisch, und war oft um Mitternacht noch nicht zu Hause.

Von der ersten Liebe verblendet, überließ sie ihr Gatte eine Zeit lang ihrer verderblichen Neigung. Bald aber wurde er den Einfluß ihres wüsten Lebens in seinem Hauswesen gewahr; das Gesinde wurde Herr; sein Kind ward vernachlässiget; es fanden sich öfters bedenkliche Un-

richtigkeiten in seinen Geldern. Er fing daher an, seiner Klara Vorstellungen zu machen, und seine Baarschaft sorgfältiger zu verschließen. Klara antwortete ihm anfangs mit Schmeicheleien und endlich mit Troz; die häuslichen Mishelligkeiten unter ihnen nahmen täglich zu. Um sich Geld zum Spiel zu verschaffen, veräußerte Klara, uneingedenk ihrer ehemaligen Kränkungen, manches schöne Stück aus ihrer Haushaltung. Der Mann entdeckte es, jagte die Magd aus dem Dienste, die sich zur Unterhändlerin hatte gebrauchen lassen, und drohete Klaren, eine Warnung ihr zu borgen oder von ihr zu kaufen, in das Wochenblatt einrücken zu lassen. Klara weinte, schmälte, trozte, aber besserte sich nicht, und nöthigte ihn auf solche Art sein Wort zu halten.

Jezt da ihr alle Quellen ihre Spielschulden zu bezahlen, verstopft waren, sank sie nach und nach so tief, daß sie erst Geld von jungen Wüstlingen borgte und ihnen am Ende ihre Ehre verkaufte. Allgemeine Verachtung wurde bald ihr Lohn; die bessern Häuser wurden ihr verschlossen; ihr Gatte erhielt Beweise von ihrem schändlichen Leben und trennte sie von ihr. Ihr eingebrachtes Vermögen bekam sie, weil ein Kind vorhanden und die Mutter als eine Verschwenderin bekannt war, nicht in die Hände; nur ein kleines Jahrgehalt wurde ihr ausge-

sezt, wovon sie leben sollte. Dieß alles aber brachte sie noch nicht zur Besinnung. Sie spielte fort, bis alles, was sie hatte, dahin war, und niemand ihr mehr borgen wollte.

Klara versank jezt in den bittersten Mangel, und nirgends fand sie Hülfe, weil sie keine verdiente. Ihr Leben mit dem andern Geschlecht wurde immer anstößiger, am Ende aber kam es so weit, daß sie eckelhafter Krankheiten wegen auch von Wollüstlingen geflohen und verabscheuet wurde.

Unvermuthet verschwand einst Klara und man suchte sie lange vergeblich. Endlich fand ein Fischer ihren vermoderten Leichnam in einem Flusse, in welchen sie sich aus Verzweiflung gestürzt hatte.

Der lernbegierige Siegmund.

Der lernbegierige Siegmund.

Siegmund war ein lieber fleißiger Knabe, der seiner Lernbegierde wegen von seinem Vater außerordentlich geliebt wurde. Er besuchte nicht nur pünktlich seine Lehrstunden und verfertigte mit großem Fleiß die Ausarbeitungen für alle seine Lehrer, sondern er wandte auch seine Feierstunden sehr gut an. Ihn sah man nicht zu halben Tagen auf den Straßen herumziehen, die Vorübergehenden mit Steinen oder Schneebällen werfen, den Nachbarn an die Thüren pochen, und was dergleichen Unfug mehr ist. Er besuchte dagegen die Werkstätten aller Handwerker und Künstler und sah neugierig ihrer Arbeit zu. Seine Höflichkeit, sein bescheidenes Wesen, die verständigen Fragen, die er an sie that, dieß alles machte, daß er gern von ihnen gesehen wurde. So ging er den einen Tag zu einem Buchbinder, den andern zu einem Töpfer, den dritten zu einem Weber, Drahtzieher, Goldschläger, Drechsler, Zinngießer, Schlosser, Flaschner und so weiter. Bei jedem sah er etwas, das ihm nüzlich war und merkte es sich.

Da Siegmund mit seinen Besuchen abwechselte, so kam er niemanden zu oft und fiel keinem Menschen be-

schwerlich. Er fragte zwar, wenn er diesen oder jenen Handgriff nicht verstand; aber er dachte noch mehr und machte es nicht wie sein Freund Franz, der die Leute mit seinen Fragen wie ein Thorschreiber ängstigte und dadurch jedermann zur Last fiel.

Das was Siegmund auf solche Art in den Werkstätten der Handwerker sah und lernte, wurde ihm in der Folge von großem Nutzen. Schon in seiner Jugend heftete er sich selbst seine Bücher, schnizte und zimmerte sich allerlei kleine Geräthe, machte sich mancherlei brauchbare Maschinen, Gukkästen, Kamera obscura und dergleichen, womit er sich und seinen Freunden die Zeit vertrieb. Noch viel vortheilhafter aber waren ihm seine erworbenen Kenntnisse als Mann auf seinen Reisen.

Siegmund widmete sich nämlich der Handlung und ging nach überstandener Lehrzeit als Handlungsdiener nach England. Von hier aus wurde er von seinem Herrn in Angelegenheiten nach Madras in Ostindien geschikt. Aber ach, sein Schiff wurde von einem fürchterlichen Sturm überfallen und scheiterte in der Meerenge von Mosambique, an den Küsten von Madagaskar.

Siegmund, der unter andern nüzlichen Künsten auch schwimmen gelernt hatte, erreichte glücklich das Ufer; seine mehresten Unglücksgefährten kamen dagegen in den Wellen um.

Was gewann aber er und die wenigen, die dem Tode entgangen waren, durch ihre Rettung? Sie wurden von den schwarzen Einwohnern, die Feinde der Europäer sind, ergriffen und in das Innere des Landes als Sklaven verhandelt.

Hier nun kam dem armen Siegmund das was er sich in den Werkstätten der Europäer gemerkt hatte, trefflich zu statten. Er wurde der Lehrer seines Herrn, der ihn wegen seiner Fertigkeit in allerlei Handarbeiten lieb gewann, und ihn wie einen Hausgenossen und Freund behandelte, indeß die andern Unglücklichen, welche mit ihm Schiffbruch gelitten hatten, zu den härtesten Feldarbeiten gebraucht wurden.

Nach vier Jahren ward ihm zum Lohn für seine treuen und nüzlichen Dienste seine Freiheit wieder geschenkt und er kehrte auf einem europäischen Schiffe nach England zurück.

Tausendmal segnete er in der Folge die Stunden welche er in den Werkstätten der Künstler und Handwerker zugebracht hatte; alle Kinder seiner Freunde ermunterte er, ihm nachzuahmen und erzählte ihnen seine Geschichte.

Ihr werdet zwar nicht alle reisen, sagte er, und das Unglück haben Schiffbruch zu leiden; aber in dem menschlichen Leben gibt es noch tausend andere Fälle, wo solche

Kenntnisse euch nüzlich werden können, und selbst in eurem Hause werdet ihr euch bei unzähligen Gelegenheiten leichter und schneller selbst helfen, als wenn ihr erst nach Arbeitern umher schicken müßt, die oft eben in solchen Augenblicken, wo ihr ihres Beistandes bedürft, anderwärts beschäftiget sind.

Oswald,
oder
die Gefahren der Sucht zur Neckerei.

Niemand war vor Oswalds Muthwillen sicher; er neckte seine jungen Freunde, belegte sie mit allerlei Eckelnamen, hing ihnen Papiere und Hasenschwänze an, drükte ihnen mit Kreide Eselsköpfe auf den Rücken, oder heftete ihnen Zettel mit schimpflichen Inschriften an. Durch solchen Unfug gab er Anlaß zu hundert Schlägereien, in welche er durch das Läugnen der That oft Unschuldige verwickelte, die dafür büßen mußten. Selbst erwachsene Personen machte er nicht selten zu einem Gegenstand seiner bübischen Ausgelassenheit.

Oswald, Oswald, sprach öfters sein Väter, wenn über solche Händel Klagen bei ihm einliefen, ich warne dich. Du hast dir eine gefährliche Untugend zu eigen gemacht, wofür du vielleicht schwer dereinst wirst büßen müssen. Du schonst weder Freund noch Feind, alle deine Umgebungen machst du zu einem Spiel deines Spottes und deiner Ausgelassenheit; selbst Männer und Frauen, welchen du mit der größten Achtung begegnen solltest, werden nicht mit deinen Bübereien verschont. Bedenke aber mein Sohn, daß du nicht immer ein Kind bleiben wirst, daß Große dich nicht immer bloß mit Verachtung und Kleine mit Faustschlägen bestrafen werden, du wirst dir mit deiner Neigung zu solchen elenden Neckereien dereinst blutige Händel zuziehen, dir Feinde in Menge machen, dir Schande bereiten, und vielleicht zu spät deine Unbesonnenheit in einem langen Gefängniß bereuen.

Oswald schwieg, ließ seinen Vater reden und sezte seine Unarten fort. Bald aber machte er Erfahrungen, durch welche jene Prophezeihungen bestätiget wurden.

Er heftete einst in dem Konzertsaal zweien Damen von hinten ihre seidenen Kleider zusammen und sah mit Schadenfreude, wie sie sich im Aufstehen große Löcher hineinrissen. Zum Unglück für Oswald aber wurde von einem Kind, das dies Bubenstück mit angesehen hatte, der

Name des Thäters verrathen; die Damen beschwerten sich bei den Vorstehern der Gesellschaft; seine eigenen Freunde traten als Zeugen wider ihn auf und Oswald wurde schimpflich aus dem Konzertsaal verwiesen, und durfte nie wieder in demselben erscheinen.

Ein andermal nahm er in ein Marionettenspiel, wo alles gedrängt voll Menschen stand, einen Speiteufel mit, zündete ihn bei der Thür an einer Tobakspfeife an, wickelte ihn in einen Bogen Papier, drängte sich mitten in das Menschengewühl und ließ ihn fallen. Einen Augenblick darauf zündete das Pulver, die Petarde fing an zu knallen und verursachte in dem engen Raum bei dem großen Menschengedränge eine unbeschreibliche Unordnung; den Männern wurden die Beine, den Frauenzimmern die Kleider verbrannt; eine musselinene Schürze fing Feuer, das kaum noch zu rechter Zeit erstickt werden konnte.

Laßt niemand hinaus, rief eine Baßstimme, es muß herausgebracht werden, welcher Bube das Unheil angestiftet hat.

Ich kenne ihn, antwortete eine andere Stimme. Es war Oswald Schaler; er hat den Speiteufel an meiner Pfeife angezündet. Dort in der Ecke steht er. Hundert Stimmen wiederholten den Namen Oswald.

Oswald wollte läugnen, allein man hörte nicht auf ihn, eine Menge kräftige Fäuste zerschlugen ihn so un-

barmherzig, daß er kaum noch die Thür erreichen konnte. Außen aber erwartete ihn noch der Marionettenspieler mit einer Peitsche und peitschte ihn gar derbe zum Haus hinaus. Mit Schimpf und Schande bedeckt, kehrte er zurück; aber er verschwieg weislich den erlittenen Unfall seinem Vater, bei dem er wenig Trost gefunden haben würde.

Es würde ein ganzes Buch erfordert werden, wenn wir alle andere Bubenstücke gleicher Art erzählen wollten, die Oswald, als Schüler und als Student, verübte. Jedermann fürchtete ihn, denn er berschonte niemand. Unzählige Händel, die er sich damit zuzog, Schläge von den Bürgern, Karzerstrafen und tausend andere Unannehmlichkeiten, die der Unbesonnene sich bereitete, dieß alles heilte ihn nicht von seinem schädlichen Hang zu Ausgelassenheiten aller Art.

Einst da Oswald, während seiner Universitäts-Jahre, im Schauspielhaus saß und mit einigen seiner Freunde auf dem Parterre lachte und Muthwillen trieb, kam eine gar possierliche kurzunterseżte Figur mit einem kleinen Perükchen, einem Tressenhut auf dem Kopf und einem langen Degen an der Seite gravitätisch auf sie los und seżte sich auf eine Bank hart vor der ihrigen.

Was Teufel ist das für eine Figur! sagte Oswald. Das scheint wahrhaftig noch ein Ueberbleibsel aus dem

siebzehnten Jahrhundert zu seyn. Oder hat der Kerl vielleicht die Garderobe seines Großvaters geerbt und paradirt damit? — Indem er das sagte, gab er von hinten einen Stoß an den Hut, und rükte ihn schief. Der Mann aber schwieg und sezte ihn gerade. Ein zweiter Stoß schob ihm denselben tief in die Augen, und nun nahm der Unbekannte ihn ab, ohne sich umzusehen.

Ist denn der Kerl nicht zu bewegen uns sein Gesicht zu zeigen, fuhr Oswald fort. Ich möchte so gern Bekanntschaft mit ihm machen und es will mir nicht gelingen — Aber findest du nicht, sagte er zu einem seiner Freunde, daß dieses Stuzperükchen krumm sizt? Ich kann durchaus nichts schiefes leiden; wir wollen es ihm gerade richten.

Er schob mit diesen Worten dem Unbekannten das Perükchen von dem rechten Ohr auf das linke. Der geduldige Mann aber schwieg wieder und sezte es zurecht wie er es gewohnt war. Man merkte jedoch deutlich genug an seinen Bewegungen, wie sehr er sich innerlich ärgerte.

Noch immer ließ Oswald nicht ab; er scheckerte und wizelte mit seinen Freunden fort, und wollte wetten, daß er den Unbekannten doch noch bewegen würde, sich umzuschauen. Das leidende Verhalten des Mannes machte ihn immer dreister. Er ergriff am Ende das Perükchen, hob es ganz ab und entdeckte einen kahlen Scheitel. Der

Fremde fuhr jezt ergrimmt mit dem Kopf herum und fragte, was er sich unterstände; Oswald überreichte ihm aber mit einem tiefen Reverenz spöttisch seine Perrücke und versicherte, daß bloß der Wunsch das Gesicht eines Biedermanns von so altem Schrot und Korn kennen zu lernen, ihn bewogen habe, ihm die fatale Perücke abzunehmen, vor welcher er nichts sehen könnte.

Ich habe Ihnen bewiesen, sprach der Mann, daß ich von unverständigen Knaben viel ertragen kann; mißbrauchen Sie aber meine Geduld nicht, und nöthigen Sie mich nicht, Sie auf eine andere Art zu überzeugen, daß Sie nichts weiter als ein dummer Junge sind.

Auf diese Rede antwortete Oswald mit einem höhnischen Gelächter und einem Nasenstüber, den er dem Unbekannten im Angesicht des ganzen Parterres und der Logen gab.

Mensch, sprach der Fremde, es ist hier der Ort nicht, dich für deinen bübischen Uebermuth zu züchtigen; aber du sollst deinen Uebermuth schwer zu büßen haben.

Er drückte mit diesen Worten seinen Hut ins Gesicht, und verließ das Schauspiel. Oswald und seine Freunde aber lachten ihm höhnisch nach.

Es war dieser Unbekannte ein erfahrner und verdienter Officier, der in einer der lezten Schlachten zwei

gefährliche Kopfwunden erhalten hatte, um derentwillen er sich den Kopf hatte scheeren lassen und eine Perücke tragen müssen. Er erkundigte sich in der Stille nach dem Namen seines Beleidigers und als Oswald nach Haus kam, fand er schon auf seinem Tisch eine Ausforderung auf den folgenden Morgen.

Oswald hatte sich schon unzähligemal geschlagen, aber nur mit Studenten, bei denen es auf nichts als leichte Armwunden abgesehen ist, und wo der beleidigte Theil Satisfaction hat, wenn zwei oder drei Tröpfchen Blut fließen; heute aber war ein Zweikampf auf Leben und Tod zu bestehen. Er erblickte in seinem Gegner keinen alten Philister, wie er es gewähnt hatte, sondern einen rüstigen kraftvollen Mann. Nur allzubald wurde Oswald gewahr, daß derselbe heute nicht den Degen zum erstenmal zog. Es wurden seine Stöße mit der größten Leichtigkeit parirt, und ehe Oswald es sich versah, hatte er einen tiefen Stich in den Leib. Er stürzte zurück in die Arme seines Sekundanten; sein Gegner aber kehrte zufrieden mit der ersten Lektion, die er seinem Beleidiger gegeben hatte, ruhig in sein Quartier zurück.

Zwei Monate lang mußte Oswald unter den Händen der Wundärzte liegen, und lange zweifelte man an seinem Aufkommen. Am Ende rettete ihn jedoch seine Ju-

gend, unterstüzt durch die Geschicklichkeit der Aerzte, und er fing an wieder auszugehen.

Einst da er Abends von einem Spaziergang auf das Land nach Haus zurückkehrte, begegnete ihm zu seinem nicht geringen Schrecken der Unbekannte.

Was! redete ihn dieser an, du lebst noch und wagst es, dich vor mir blicken zu lassen? Bube, deine Beleidigung ist noch nicht gebüßt; ich erwarte dich morgen zum zweitenmal an eben der Stelle, wo ich dir die erste Lektion gegeben habe; ich hoffe die zweite soll noch besser ausfallen.

Ganz gut, erwiederte Oswald mit scheinbarer Unerschrockenheit; ich will dir deine Perücke so schief setzen, daß du das Tageslicht nicht mehr vor ihr sehen sollst.

Den folgenden Tag begann also ein neuer Kampf. Allein Oswald war dem geübten Krieger nicht gewachsen; er empfing eine zweite Wunde, gefährlicher als die erste, in die Brust, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Sagen Sie, sprach der Krieger zu dem Sekundanten, indem er seinen Degen einsteckte, sagen Sie dem lustigen Vogel, daß er sich nicht zum leztenmal mit mir geschlagen hat, wenn er anders mit dem Leben davon kommt. Ich werde meine Lektionen so oft und so nachdrücklich wiederholen, daß ihm gewiß auf immer die Lust vergehen wird,

rechtliche Männer zum Gegenstand seiner bübischen Spöttereien zu machen.

Ein ganzes Vierteljahr mußte Oswald diesesmal liegen und leiden; er wurde aber durch die Kunst der Wundärzte zum zweitenmal gerettet. Kaum war er jedoch einigemal ausgegangen, so stand schon wieder die fatale Perücke da, und nöthigte ihn sich aufs neue zu schlagen.

Sein rechter Arm wurde bei diesem dritten Zweikampf durch und durch gestochen, und blieb lahm sein Leben lang. Nie gelang es ihm hingegen seinem Gegner auch nur die geringste Wunde beizubringen.

Mit Schrecken dachte jezt Oswald den Gedanken, daß der rachgierige Unbekannte nicht eher ablassen würde, als bis er ihn ganz zum Krüppel gestochen haben würde. Diesem Unglück vorzubeugen, wußte er keinen andern Rath, als die Universität zu verlassen und eine andere zu beziehen. Er schrieb deswegen an seinen Vater, bat ihn um die Erlaubniß zu einer solchen Veränderung und erhielt sie.

Von nun an wurde Oswald vorsichtiger in seinem Betragen. Er lernte einsehen, wie gefährlich es ist, Andere zum Gegenstand seines Witzes und seiner Neckereien zu machen; aber er hatte seine Weisheit erst durch drei

Wunden, siebenmonatlange Schmerzen und einen lahmen Arm erkaufen müssen.

Der Thor! dieß alles hätte er sich erspart, wenn er früh schon den Warnungen seines Vaters hätte Gehör geben wollen!

Balsamine,
oder
die Schöne mit den grünen Augen.
Eine Feengeschichte.

Einst lebte ein berühmter Dichter, dessen vertraute Freundin eine mächtige Fee — die Blumenkönigin — war; mit aller ihrer Macht aber konnte sie doch nicht verhüten, daß seine geliebte Gattin im Wochenbette starb und ihn einsam in der Welt mit der Tochter, die sie ihm geboren hatte, zurückließ. Er weinte, jammerte, härmte sich über sein Unglück und konnte sich nicht trösten. Was soll ich nun anfangen, rief er, mit diesem mutterlosen Kind, wie soll ich es pflegen so lange es klein ist?

Das sei meine Sorge, sprach die Fee, die ihm plözlich erschien; ich will deine Tochter zu mir nehmen, bis sie drei Jahr alt ist; dann bringe ich sie dir wieder, und du siehst sie heranwachsen unter deinen Augen.

Gütiges Wesen, erwiederte der Vater, indem er seine Knie beugte und ehrfurchtsvoll seine Hände über die Brust zusammenschlug; ich kann sie keinen treueren Händen anvertrauen, als den Deinigen. Nimm sie hin, aber beschenke sie vorher mit allen Tugenden ihrer verewigten Mutter.

Du heischest mehr von mir, als ich geben kann, antwortete die Fee. Balsamine, so nenne ich sie, soll das Weib deiner Liebe noch übertreffen an Schönheit und Verstand; das Schicksal aber, dem selbst die übermenschlichen Wesen unterworfen sind, hat beschlossen, daß sie hitzig, aufbrausend, gewaltthätig seyn und grasgrüne Augen behalten soll, bis sie dreimal hat den Mond tanzen sehen.

Ach, seufzete der Vater, so ist es denn gewiß, daß sie lebenslang diese häßlichen Fehler an sich haben wird. Ihre grünen Augen möchten noch hingehen, denn sie sind schön und entstellen sie nicht. Ich kann mir aber nichts widrigers denken, als ein jähzorniges, schreiendes und gewaltthätiges weibliches Geschöpf.

Ich bedaure dich, erwiederte die Fee; allein so hat es das Schicksal beschlossen; füge dich also in seinen Willen, aber hoffe zugleich, daß deine Tochter nicht ewig ihre Fehler behalten wird.

Sie nahm mit diesen Worten das Kind in ihre Arme, bewegte ihren Zauberstab und verschwand.

Gerne hätte er ihr das kleine Geschöpf mit ihren künftigen Untugenden ganz überlassen; allein nach drei Jahren brachte sie ihm das Mädchen gewissenhaft zurück. Es hatten sich in dieser kurzen Zeit ihre schönen Eigenschaften schon recht artig entwickelt, denn als sie der Vater der Fee aus den Armen nehmen wollte, fing sie an zu weinen, zu schreien, mit den Füßen zu stampfen und schlug ihren Vater mit solcher Macht ins Gesicht, daß ihm die Funken zu dem Auge herausprüheten.

Das geht nicht übel, sagte der Vater; wenn dieser kleine Unhold so bleibt wie er ist, oder wohl gar in der Folge noch ärger wird, so stehe mir der Himmel bei. Ich hätte große Lust, sie in einen Sack binden, und in das Wasser werfen zu lassen.

Das würde dich sehr gereuen, erwiederte die Fee; du wirst noch Freude an Balsaminen erleben; ertrage indessen ihr hitziges Wesen mit Geduld und füge dich in dein Schicksal.

Sie verschwand; das kleine Mädchen breitete die Arme nach ihr aus, schrie, daß ihr der Athem vergehen wollte, warf sich auf die Erde und schlug mit Händen und Füßen um sich.

Der Vater übergab das böse Geschöpf einer Kinderfrau, die es nach und nach durch Liebkosungen an sich gewöhnte und etwas zahm machte. Bei der geringsten Veranlassung brach aber ihre zornige Laune aus, dann schrie und schmälte sie, zerschlug ihr Spielzeug, zerschmetterte Spiegel und Fenster und zerkrazte die Hände und das Gesicht ihrer Wärterin, wenn sie ihren Gewaltthätigkeiten wehren wollte. Bitten, Warnungen, Drohungen, Strafen, alles war vergeblich, nichts wollte bei ihr fruchten. Sie zerriß im Zorn ihre schönsten Kleidungsstücke, und einst da sie ihr Vater für den Unfug, den sie anrichtete, nachdrücklich gestraft hatte, lief sie wüthend in sein Kabinet, ergriff seine Papiere, zerriß sie in tausend Stücke und warf sie ins Feuer.

Dieses Stückchen war nun doch ein wenig zu arg. Der Vater wollte das junge Ungethüm nicht länger in seinem Hause dulden. Es wurde beschlossen, sie in eine Erziehungsanstalt zu einer recht strengen, recht harten Frau zu geben. Das geschah, aber Balsamine wurde hier noch störriger; sie neckte, kneipte, quälte ihre Mitschülerinnen, und wenn sie deswegen Verweise erhielt, so

wurde sie fenerroth vor Zorn, schimpfte, fluchte und drohete davon zu gehen.

Einst that sie das zu ihrem Unglück wirklich. Sie war damals vierzehn Jahr alt; das zornige Geschöpf hatte dem Gärtner eine Ohrfeige, der Köchin einen Tritt, der Jungmagd ein paar Schläge ins Gesicht mit geballter Faust gegeben. Die Erzieherin wollte sie daher nicht länger behalten, und sie ihrem Vater zurückschicken. Sobald Balsamine das hörte, pakte sie alles was sie hatte, in ihre Schürze und rannte wie eine Unsinnige zum Hause hinaus und gerade vor sich hin.

Wenn sich der erste Zorn bei dem Mädchen gelegt hatte, so kam sie wieder zur Besinnung, und dann gereuete sie, was sie gethan hatte. Das war auch heute der Fall. Sie sezte sich betrübt an dem Eingang eines dicken Waldes nieder, dachte an ihren bekümmerten Vater, nannte sich selbst ein pflichtvergessenes Kind und weinte bitterlich. Sie hatte aber nicht Muth wieder umzukehren, denn sie fürchtete sich vor Vorwürfen und Strafe.

Unter solchen Gedanken überraschte sie der Schlaf, und als sie erwachte, war es bereits stockfinstere Nacht. Ein kalter Schauer überlief sie, als sie sich so allein sah; mit Angst und Schrecken aber wurde sie erfüllt, als plözlich die Erde unter ihr krachte und unterirrdischer Donner sich hören ließ. Mit Entsetzen sah sie, wie der Boden

sich öffnete, wie es Licht wurde und in der Oeffnung ein großes Menschengewimmel entstand. Sie wollte fliehen und konnte nicht. Sie mußte sehen, wie ein schöner Jüngling weinend auf Cypressen lag und die Hände rang. Eine weiße Gestalt aber, die neben ihm stand, deutete auf ihn und sprach: Hier liegt der junge und schöne Gatte, der Balsaminen bestimmt war, wenn sie sanft und gut gewesen wäre.

Plözlich änderte sich die Scene. Sie erblickte eine Gruppe niedlicher Kinder an der Seite einer alten Hofmeisterin, und gleich darauf erschien wieder dasselbe weisse Gespenst mit den Worten: Schau herab auf die liebenswürdigen Kinder, die dir einst zu Theil geworden wären, wenn du nie deinen Vater verlassen hättest.

Sie verschwanden und schnell ward es dunkler. Ein Leichenzug ging vor ihr vorüber mit Gesang und Klang. Acht schwarze Männer trugen einen offenen Sarg, in welchem ein Todter lag; das weiße Bild aber ging hinter ihnen her, und sprach laut mit erschütternder Stimme: So weit hat Balsamine ihren Vater gebracht.

Außer sich über das, was sie sah, wollte Balsamine sich in die Oeffnung stürzen; plözlich aber schloß sich die Erde wieder und alles war verschwunden.

Vater, bester Vater, schrie die Unglückliche, ach ich Verworfene bin Schuld an deinem Tod. So weit hat

dich mein störrischer Sinn, mein häßlicher Charakter gebracht. Laßt mich, laßt mich zurück und meine Seele ausweinen auf seinem Grab.

Sie lief und lief und vertiefte sich immer weiter in den Wald, denn sie hatte in der ersten Betäubung, anstatt nach Hause zurückzukehren, gerade den entgegengesezten Weg genommen und merkte lange nicht, daß sie sich verirrte. Endlich da sie es gewahr wurde, warf sie sich nieder auf die Knie und fing an zu beten: Gütiger Gott, sprach sie, laß mich doch ein barmherziges Wesen antreffen, das mich zurückführe zu meinem Vater. Ich gelobe dir, hinfort die Sanftmuth und der Gehorsam selbst zu seyn.

Indem sie so redete, sah sie einen großen und wohlgebildeten Mann vorübergehen, der vor ihr stehen blieb und sie theilnehmend ansah. — O bester Herr, sprach Sie, haben Sie Mitleid mit einem verirrten Mädchen, und nehmen Sie sich meiner an! Ich bin eine ungerathene Tochter; ich habe den besten Vater verloren, ich bin Schuld an seinem Tod. Führen Sie mich um Gottes Willen aus diesem Wald, daß ich nach Haus zurückkehren und mich satt weinen kann an seinem Grabe.

Du begehrst mehr von mir als ich vermag, sprach der Mann in einem ganz eigenen Ton. Ich bin der Schuzgeist dieses Waldes und es ist mir verboten, mich aus

seiner Mitte zu entfernen. Sei aber nur getrost, dein Vater ist nicht todt. Die Zaubergestalten, die du in der Höhle sahest, bildeten nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft ab; sie zeigten dir, was geschehen wird, wenn du dich nicht besserst, und der Liebe deines Vaters würdiger wirst. — Und was habe ich zu thun, um mich seiner Liebe würdig zu machen? — Das will ich dir sagen, komm nur mit. Wenn du meiner Frau auf jeden Wink gehorsam seyn willst, wenn ich ganz zufrieden mit dir bin, so sollst du deinen Vater wieder sehen und glücklich bei ihm seyn. Ich sage dir aber lieber gleich voraus, daß meine Frau, die Fee Schnippeschnap, einen wunderlichen Kopf hat; sie ist recht sehr böse, und es gehört viel dazu, mit ihr auszukommen. Du hast vielleicht nie ein älteres, häßlicheres und unerträglicheres Weib gesehen; ihre größte Lust ist, alles um sich her unglücklich zu machen: Nun kannst du dich bedenken, ob du eine Zeit lang deine Sünden bei ihr abbüßen willst.

Nein, gewiß nicht, antwortete Balsamine unwillig. Bei einem Weib von dieser Gattung kann ich unmöglich leben; es gehört dazu ein anderes Gemüth wie das meinige.

Nun gut, so bleibst du hier, so lange du willst. Leb' wohl, mein grünäugiger Engel.

Nein, lieber wollte ich mich in diesem Wald von den wilden Thieren verzehren lassen, sagte Balsamine vor sich

hin, als der Fee Schnippeschnap eine Magd abgeben. Und der impertinente Mensch hat noch die Unverschämtheit, mir meine grünen Augen vorzuwerfen! Der Grobian!

Noch eine gute Zeit lang lief Balsamine in der Irre umher. Endlich traf sie in einem Dickicht einen schönen in blauen Atlas gekleideten Jüngling an, der auf dem Grase in tiefem Schlafe lag. Sie betrachtete ihn eine Zeit lang mit Wohlgefallen. Ach wie schön er ist, sagte sie bei sich selbst; o wenn er den Weg aus dem Wald wüßte, wenn er mich zu meinem Vater führen könnte!

Sie weckte ihn auf, und bat ihn, sie aus dem Wald zu führen. Der Jüngling sah sie verwundert an, rieb sich die Augen, schätzte sich für glücklich so angenehm aus seinem Schlaf erweckt worden zu seyn, bedauerte aber, daß er ihre Wünsche nicht erfüllen konnte. Ich bin selbst von einer unsichtbaren Macht in diesen Wald gebannt und kann ihn nicht verlassen, sprach er. Recht gern aber, schönes Mädchen, will ich dich in den Pallast meines Vaters führen, wo du, wie in deinem Eigenthum, leben kannst. Zwar ist meine Stiefmutter, die Fee Schnippeschnap, etwas unfreundlich, aber. . . .

Was, du bist der Sohn des Waldgeistes, mit dem ich so eben. . . .

Nicht anders, er hat sich zu meinem Unglück nach dem Tod meiner Mutter wieder an dieses Weib verheirathet. Allein er hat mich lieb, und er wird gewiß mit Vergnügen eine so schöne Person in seinem Schlosse aufnehmen.

Balsamine bedachte sich einen Augenblick; sie konnte sich aber unmöglich entschließen, unter der Botmäßigkeit der Fee Schnippeschnap zu leben. Sie schlug also den Antrag aus, machte dem Jüngling einen Kniks und irrte weiter; der junge Mensch aber legte seufzend die Hand auf das Herz und blickte ihr lange sehnlich nach.

Die Nacht brach ein, und noch immer hatte Balsamine keine Hoffnung, einen Ausweg aus dem Zauberwalde zu finden. Jezt fing sie an zu bereuen, daß sie das Anerbieten des Jünglings nicht angenommen hatte. Ihre Furcht nahm mit der Dunkelheit zu, sie suchte ängstlich nach einem Fußpfad und konnte keinen entdecken. Endlich wurde sie in weiter Entfernung ein kleines Lichtchen gewahr. Sie glaubte, es käme aus der Hütte eines Kohlenbrenners oder Holzhauers und ging gerade darauf los; ach, aber als sie näher hinzukam, zeigte sich's, daß es nichts als ein Irrwisch war, der sie glücklich in eine tiefe Pfütze geführt hatte und sie nun schadenfroh darüber auslachte. Balsamine wollte sich heraushelfen und sank in den Sumpf bis an den Hals. Sie rief

um Hülfe, aber niemand antwortete ihr, als ein bezauberter Frosch. Ich will dich aufs Trockene führen, sagte er, wenn du mir versprechen willst, nur acht Tage lang, der Fee Schnippeschnap zu dienen. — Daraus wird nichts, antwortete Balsamine.

Eine Kröte streckte den Kopf aus dem Wasser und sprach: Schöne Balsamine, diese Pfütze soll auf der Stelle in ein weiches Pflaumbett verwandelt werden, wenn du auf kurze Zeit die Magd unserer lieben Fee Schnippeschnap, werden willst. — Durchaus nicht, erwiederte Balsamine; ich gebe niemand eine Magd ab.

Eine Schlange richtete sich in dem Wasser auf und pfiff ihr diese Worte zu: Hör reizende Balsamine, ich will dich auf der Stelle in einen prächtigen diamantenen Pallast bringen, wenn du mir versprichst den schönen Jüngling zu heirathen. Willst du das? — O ja, recht gern.

Sie wird aber den armen Jüngling unglücklich machen, erwiederte der Frosch; sie ist zu böse.

Was unterstehst du dich, mich böse zu nennen, du unverschämtes Thier, sprach Balsamine, ergriff eine dicke Weidenruthe, die auf dem Wasser schwamm, und zog damit einen ungeheuern Schlag nach dem Frosch, der sich eben noch zu rechter Zeit untertauchte. Das Wasser gerieth dadurch in solche Bewegung, daß der Mond, der

sich vorher ruhig darin spiegelte, plözlich zu hüpfen und zu tanzen schien.

Viel zu hitzig, viel zu hitzig, schrie die Kröte; der arme Jüngling würde bei dir sein Unglück nicht übersehen können. — Ein zweiter noch heftigerer Schlag nach der Kröte, brachte das Wasser noch mehr in Bewegung und der Mond tanzte wilder als vorher.

Bei einer so bösen Sieben kann kein Mann glücklich seyn, quackte der Frosch, der indessen seinen Kopf wieder aus dem Schlamm hervorgestreckt hatte.

Ein dritter Schlag sollte ihn für immer stumm machen. Balsamine führte ihn mit der ganzen Kraft ihres Arms und zum dritten mal sah sie den Mond in dem Wasser tanzen. Zu gleicher Zeit aber wurde ihr dunkel vor den Augen; sie sank ohnmächtig zurück, und als sie wieder zur Besinnung kam, lag sie auf einem Rosenbette, umgeben von ihrem Vater, dem Waldgeist, dem schönen blauen Jüngling und einer unbekannten, aber reizenden Dame. Dein Schicksal ist erfüllt, sprach die Dame; du hast dreimal den Mond in dem Wasser tanzen sehen; deine grünen Augen, das Bild eines häßlichen Charakters, sind in das schönste Himmelblau verwandelt. Sanft wie deine Augen, sei künftig deine Seele, und bald wirst du erfahren um wie viel der Werth der Schönheit durch einen weichen, zarten, biegsamen Sinn erhöhet wird. Zän-

kische, heftige, unverträgliche Menschen sind bei niemand beliebt; Sanftmuth und Herzensgüte findet überall Freunde. — Du siehst in mir schöne Balsamine, die Blumenkönigin, die Fee, welche bei deiner Geburt obwaltete. Alle Zaubereien in dem Walde waren mein Werk; sie wurden von mir zu deiner Besserung veranstaltet. Die Fee Schnippeschnap ist nirgend; sie wurde blos zu deiner Prüfung von mir ersonnen. Nichts bei dem ganzen Gaukelspiel hat Wirklichkeit, als das Daseyn des schönen Jünglings. Er ist mein Sohn; er liebt dich und bittet um deine Hand. Dein Vater schenkt dir seine ganze Liebe wieder; und bleibst du immer gut und sanft, so wirst du bald die glücklichste unter den Frauen werden.

Der Vater umarmte zärtlich seine wiedergefundene Tochter; der schüchterne Jüngling küßte ihr zitternd die Hand. Balsamine, die sich ganz in ihrem Innern verändert fühlte, überließ sich dem Genuß ihres Glücks. Sie schloß bald ihren Vater, bald die wohlthätige Fee in ihre Arme und gelobte ihnen, gut zu bleiben ihr Leben lang.

Sie erfüllte treulich ihr Gelübde, verband sich mit dem schönen Jüngling, machte das Glück ihres Vaters, ihres Gatten und aller ihrer Umgebungen.

Der Pudel.

An einem schönen Herbsttage ging Karl mit seinen Aeltern und einer großen Gesellschaft auf der Landstraße spazieren. Vor ihnen her hinkte, von einem Pudel begleitet, ein Mann, den sie bald einholten. Er blieb stehen, nahm seinen Hut ab und ließ sie vorüber.

Schöne Frau, sagte er im Vorbeigehen, schüchtern zu einer Dame, haben Sie nicht Lust meinen Pudel zu kaufen?

Nein, gewiß nicht, antwortete sie, was sollte ich mit einem so großen Hunde anfangen?

Der Alte blieb wehmüthig stehen und schaute ihr nach. Er bot seinen Hund noch verschiedenen andern Herren und Damen an, aber niemand wollte ihn haben.

Endlich kam Karl. Schöner junger Herr, sprach der Mann wieder, wollen Sie mir nicht meinen Pudel abkaufen?

Auch hier war das erste Wort Nein; sogleich reuete es ihn aber wieder und er fragte, was er kosten sollte. Einen Gulden, antwortete der Mann. Karl besaß glücklicher Weise so viel Baarschaft; er jagte seinem Vater nach, bat ihn um die Erlaubniß den Hund zu kaufen und

J. Volbz del

Der Pudel.

erhielt sie. Sogleich kehrte er zurück, bezahlte dem Alten seinen Gulden und wollte den Hund in Empfang nehmen.

Wir müssen ihn anbinden, sprach der Alte, denn sonst würden Sie ihn nicht fortbringen. Haben Sie kein Band, keine Schnur bei sich? Karl hatte nichts dergleichen; der Wanderer aber knüpfte sein eigenes Strumpfband los, lockte seinen Hund, hob ihn auf das Geländer einer Brücke, an der sie eben standen, und schlang es ihm um den Hals. Der Pudel, der sein Schicksal nicht ahndete, leckte ihm schmeichelnd das Gesicht und wedelte mit seinem Schwänzchen. Der Alte aber bückte sich über ihn hin, drückte ihn in seine Arme, und eine Thräne träufelte über seine Wange.

Karl bemerkte das. Es scheint, es wird Euch schwer, guter Mann, sprach er, Euch von Euerm Pudel zu trennen?

Was sollte ich es läugnen, erwiederte der Alte, indem er sich die Augen auswischte, seit zehen Jahren ist er mein treuester Freund; niemand in der Welt liebte mich inniger als er, er war mein Begleiter auf meiner langen Reise, er bewachte mich in meinem Schlaf, und ging mir nie von der Seite. Aber das macht nichts, Sie haben ihn gekauft, er ist Ihnen.

Das wolle Gott nicht, versezte Karl, nimmermehr werde ich Euch ein Thier nehmen, an dem Euer Herz so

sehr hängt. Behaltet Euern Pudel in Gottes Namen, es wäre eine Grausamkeit ihn von Euch zu trennen.

Er ist nicht mehr mein Eigenthum; Sie haben ihn bezahlt, hier ist er.

Ich will ihn nicht, erwiederte Karl entschlossen.

Nun gut, hier ist Ihr Geld wieder und Tamino bleibt bei mir.

Nicht also, Ihr behaltet Geld und Pudel und reis't in Gottes Namen mit ihm weiter. —

Nun so lohne Ihnen das Gott; Sie haben mich glücklicher gemacht, schöner junger Herr, als Sie denken.

Was kann Euch denn nun aber bewegen, ein Thier, das Ihr so lieb habt, zu verkaufen?

Ach, erwiederte der Alte, bittere Noth treibt mich dazu. Ich habe mein Leben lang als ein ehrliebender Mann gelebt und es wird mir so schwer in meinem Alter zu betteln. Ich bin meiner Profession ein Zimmermann; das Beil fiel mir unglücklicher Weise auf den Fuß, verursachte mir eine unheilbare Wunde, und sezte mich ausser Stand länger zu arbeiten. Ich klagte meine Noth mainer Tochter, die in Hamburg verheirathet ist; mein Schwiegersohn, ein braver, arbeitsamer und gutdenkender Mann, lud mich darauf ein, zu ihm zu kommen und schickte mir ein ansehnliches Reisegeld. Ich machte mich sogleich auf den Weg; allein durch den langen Marsch

verschlimmerte sich meine Wunde, ich mußte mehrere Tage lang liegen bleiben und so zehrte ich mich auf. Seit gestern hungere ich mit meinem Pudel und unser Nachtlager war das nasse Gras. Ich glaubte daher mir und meinem armen Hund zugleich Hülfe zu schaffen, wenn ich ihn an einen guten Herrn verkaufte, der ihn nährte und an nichts Mangel leiden ließe. Jezt aber da ich durch Ihre Güte so reichlich beschenkt worden bin, hoffe ich glücklich die Elbe zu erreichen, und dann wird Gott mir noch weiter helfen.

Während er noch redete, kam die Gesellschaft, die nur ein kleines Stück Weges über die Brücke hinausgegangen war, wieder zurück. Karl erzählte die Geschichte mit dem Hund und erregte allgemeine Theilnahme. Der Alte wurde umringt, jeder wollte sein Unglück aus seinem eigenen Munde hören und den Ruhm haben, es lindern zu helfen: Alle Börsen thaten sich auf und jeder suchte den andern an Freigebigkeit zu übertreffen. Karls Augen aber funkelten vor Freude, und der Alte konnte seinen Dank nur mit stillen Thränen ausdrücken. Dieß aber war noch nicht genug, Karls Vater wollte nicht zugeben, daß der ermüdete Mann mit seinem entzündeten Fuß seine Reise weiter fortsezte. Er ließ ihn mit sich zurückkommen in seine Wohnung, räumte ihm ein Zimmerchen und ein Bett ein und ließ einen Chirurgen rufen, der sein

Bein untersuchte und verband. Der Schaden war gefährlicher als man dachte; bei längerer Verschlimmerung würde der Fuß vielleicht haben abgenommen werden müssen.

Während der Alte in dem gastfreien Haus sich gütlich that und seine Genesung abwartete, wurde von Karln bei jedem neuen Besuch sein Abentheuer erzählt und der Gulden, den er dem armen Manne geschenkt hatte, nicht vergessen.

Was! sagten die meisten, einen ganzen Gulden hat Karl dem Alten geschenkt, das ist unglaublich.

Und wie viel hätten denn Sie gegeben, erwiederte Karl?

„Wenigstens einen Laubthaler oder einen Dukaten.'

Nun gut, erwiederte er, ich halte Sie beim Wort; der Mann ist zum Glück noch im Hause und ich bin sein Kassier.

Auf solche Art sammelte er noch eine bedeutende Summe, die er einstweilen sorgfältig verwahrte.

Als endlich das Bein wieder hergestellt war, erschien der Mann mit seinem Pudel, um der Gesellschaft, die eben wieder größtentheils beisammen saß, seinen Dank zu wiederholen und ihr Lebewohl zu sagen. Er sah nicht mehr leidend nnd abgezehrt aus, wie zur Zeit, da er gekommen war; aus seinen Augen strahlte Hoffnung, Muth und Freude, und Tamino (so hieß der Pudel) schien sein

Vergnügen und seine Dankbarkeit zu theilen; er lief schmeichelnd von einem Gaste zum andern, wedelte mit seinem Schwänzchen und leckte alle Hände, die ihn streichelten. Am liebsten aber verweilte er bei Karln, der ihn während seines Aufenthalts im Hause täglich gefüttert hatte und der ihn jezt zehnmal in seine Arme schloß, küßte und Abschied von ihm nahm.

Sie haben ihn liebgewonnen, sprach der Alte, behalten Sie ihn, guter junger Herr; ich bereue meinen Tamino in solchen Händen nun nicht mehr; es wird ihm hier besser ergehen als bei mir, und er wird Sie oft durch die Erinnerung an die Handlung der Wohlthätigkeit, die Sie an mir ausübten, glücklich machen.

So sprach der Alte; aber Karl war nie zu bewegen, ihm seinen Liebling zu rauben.

Alle Gäste drückten beim Abschied dem dankbaren Wanderer die Hand; als er aber zu Karln kam, leerte dieser in seinen Hut die ganze ansehnliche Summe aus, welche er während seines Aufenthalts für ihn gesammelt hatte.

Nein; sprach der Alte, das ist mehr, als je für einen Dürftigen gethan wurde. Nehmen Sie dafür, edler Jüngling meinen Segen, und wenn es Ihnen wohlgeht auf Erden, so denken Sie, daß Sie ihr Glück an mir Armen verdient haben. Ich kann nun sorgenfrei meine

lange Reise vollenden, und Tamino darf mit seinem Herrn nicht mehr hungern.

Wohlthätige Menschen, Ihr Bild wird mir einst noch in meiner lezten Stunde auf dem Sterbebette vorschweben!

Er sprach das, segnete sie und ging.

Der Alte mit dem Schubkarren.

An einem schönen Septembertag machte Johann, mit einer Gesellschaft munterer Freunde, von seinem Hause aus einen Spaziergang auf einen nahe liegenden Berg, der ganz angepflanzt war mit fruchtbaren Obstgärten, in welchen sie sich satt an den schönsten Früchten zu essen gedachten. In ihren Taschen steckte noch der größte Theil ihres Wochengeldes, welchen sie zu dem Ende aufgespart hatten und das in Aepfeln, Birnen, Pflaumen und besonders in köstlichen Weintrauben vernascht werden sollte.

Singend und jubelnd zog die lustige Gesellschaft einher, freute sich des heitern Tages, des schönen wolkenlo-

sen Himmels, und labte sich schon in Gedanken an den herrlichen Früchten.

Als sie aber den Fuß des Berges erreichten, trafen sie einen alten Mann an, der sich bemühte, einen schwer beladenen Karren hinauf zu schieben; der Schweiß träufelte ihm über seine braunen Wangen, er keuchte und mußte alle Augenblicke ausruhen.

Guten Tag, guter Alter, sprach Johann, der ihn während einer solchen Pause anredete; es scheint euch bergan das Schieben sauer zu werden; Ihr habt ja aber auch gar zu schwer geladen.

Ach, sprach der Alte, ich habe mein bischen Getreide auf die Mühle gefahren, und da bringe ich nun heute das Mehl zurück. Freilich, freilich wird mir es jezt sauer, da meine Glieder steif und meine Haare grau werden; in meiner Jugend aber wäre mir eine noch größere Last ein Spiel gewesen. — Ich empfinde mit Herzeleid, wie meine Kräfte immer mehr abnehmen. Als ich Sie da singend und frohen Muthes heranhüpfen sah, da dachte ich: Auch du warest so muthig in deiner Kindheit, und ehe du dich's versahst, hat dich das Alter gelähmt. Ach liebe junge Freunde, die Zeit, wo jede Bürde mir leicht wurde, erscheint nie wieder; täglich werden von nun an meine Arme, die mich nähren sollen, schwächer, und meine Aussichten in die Zukunft trüber. Doch was hilft das Kla-

gen, es geht doch auch andern nicht besser; also nur muthig getragen, was jeder zu tragen hat. Ich hoffe, der liebe Himmel wird mir auch heute den Berg glücklich hinaufhelfen, so sauer mir das Steigen und Schieben auch wird.

Mit diesen Worten warf er das Tragband um, und machte Anstalt weiter zu fahren. Johann aber warf einen Blick auf seine Freunde, den sie alle verstanden. Alsbald ergriffen sie sämtlich einen Strick, der um den Schubkarren gebunden war, spannten sich davor und halfen dem Alten ziehen. Diese Arbeit war ihnen eine Lust; einer suchte den Andern an Schnelligkeit und Anstrengung zu übertreffen; der Schubkarren rollte so schnell den Berg hinan, daß der Alte kaum nachkommen konnte, und sie öfters bitten mußte, nicht so rasch zu fahren. In seinem Herzen freute er sich aber nicht wenig über die menschenfreundlichen Knaben, und seine matten Augen glänzten vor Vergnügen.

Der Berg war hoch; sie mußten mehrmals unterwegs anhalten und ausruhen. So oft sie nun eine Pause machten, ergoß sich der Mund des guten Alten in ihr Lob; er rühmte den Beistand, den sie ihm leisteten, und die vielen Schweißtropfen, die sie ihm ersparten. — Seine Schmeicheleien aber thaten dem Herzen der Knaben wohl, denn sie fühlten, daß sie sie verdient hatten.

Als sie endlich die Spitze des Berges erreicht hatten, dankte ihnen der Greis nochmals mit Mund und Hand, und prophezeihete ihnen, daß auch sie Gott in ihrem Leben oft erfreuen würde, wie sie ihn erfreuet hatten. Seine Rede und sein Dank gefielen den Knaben so wohl, daß sie sich sogleich entschlossen, ihre gute That nicht halb vollendet zu lassen. Sie baten den Alten noch einen Augenblick zu verziehen, zwei von ihnen entfernten sich, und wenige Minuten darauf erschienen sie mit einem frischen Trunk und einem weißen Brod, das sie auf gemeinschaftliche Kosten in der nahen Schenke geholt hatten. Damit sollte der Alte sich laben und gütlich thun.

Nein, das ist zu viel, lieben Kinder! sprach der Greis, dem die Thränen in die Augen traten. Das Geld, das zu Ihrem Vergnügen bestimmt war, verwenden Sie auf einen armen alten Mann, den Sie heute zum erstenmal sehen, und der Ihre Wohlthätigkeit nie wird erwiedern können. Ich habe nichts als meinen Segen; Gott aber hört das Gebet der Nothleidenden gern, wenn sie ihn fürchten; denken Sie also liebe Kinder, wenn es Ihnen künftig wohlgeht auf Erden, daß Sie es an mir und an vielen andern verdient haben, denn gewiß ist die heutige weder Ihre erste noch lezte gute That.

So sprach der Alte und das Herz der Knaben freute sich seiner Rede. Sie wünschten ihm Glück auf den

Weg, als er sie endlich verließ, und alle boten ihm zum leztenmal treulich die Hand, die er dankbar drückte.

Was machen wir jezt, sprach Johann, als er gegangen war; unsere halbe Barschaft ist fort.

Ei nun, erwiederte ein anderer, wir begnügen uns mit der halben Portion, und sind deswegen doch so vergnügt, als ob wir doppelt so viel genossen hätten.

Sogleich machten sie sich auf den Weg nach einem ihnen wohlbekannten Obstgarten, wo sie sich Obst bringen ließen und sich damit unter einen großen Apfelbaum auf den Rasen lagerten, der schon dick mit abgefallenem Laube überstreut war: Eine lang anhaltende glühende Sonnenhitze und ein darauf folgender Frost hatte die Bäume schon halb entblättert und das noch hängende Laub braun und roth gefärbt.

Diese herbstliche Ansicht, der halb entlaubte Baum, unter dem sie sich an den lezten warmen Strahlen der Sonne labten, und die schöne That, womit sie den heutigen Tag veredelt hatten, dieß alles erinnerte sie an eines ihrer Lieblingslieder, welches Johann jezt anstimmte, und das sie alle mitsangen. Es lautete wie folgt:

So wird denn deines Hauptes Zier,
Du schöner Baum, der Zeit zum Raube,
Mein leichter Schritt rauscht unter dir
Schon in dem abgefallnen Laube;

Und was noch nicht zu Boden fiel,
Hängt schwach und bleich der Winde Spiel.

Mit Ehren neigst du dich zur Ruh
Denn schön und nüzlich war dein Leben,
Wie manche süße Frucht hast du
Mir und den Meinigen gegeben;
Wie oft gab uns dein Schatten Dach
Erquickung, wenn die Sonne stach!

Wohl mir, ruft mich einst ähnlich dir,
Des Lebens später Herbst zum Grabe,
Und nehm' auch ich den Ruhm mit mir,
Daß ich viel Frucht getragen habe;
Daß ich nach Kräften jedermann,
Genüzt, gedient und wohl gethan.

So sangen sie, sahen die untergehende Sonne vollends scheiden, und kehrten vergnügt mit ihrem Tagewerk, und selig durch das Bewußtseyn, den Hülfsbedürftigen unterstüzt, den Hungrigen gespeißt, den Durstigen getränkt zu haben, in der Abendkühle nach Hause zurück.

Der schlechte Schriftsteller.

Gottlieb Lindner sollte sich der Handlung widmen; sein Vater, ein angesehener Fabrikant zu Augsburg, hatte aber nicht Zeit ihn selbst zu diesem Stande vorzubereiten; wie wäre das bei seinen überhäuften Geschäften und der Menge Menschen, die er zu übersehen hatte, möglich gewesen? Er verschaffte daher seinen Kindern erst einen guten Privatlehrer, und in der Folge gab er seinen Gottlieb in eine Studienanstalt, zehen Meilen von Augsburg. Er hoffte, daß dort sein Sohn unter so viel andern jungen Zöglingen seines Alters von edelm Wetteifer erfüllt werden und schnellere Fortschritte machen würde, als zu Hause, wo der Zerstreuungen gar zu viele waren. Gottlieb erhielt Kost und Wohnung in dem Haus eines Verwandten seines Vaters, dessen Aufsicht er empfohlen wurde.

In der Schule ging es zum Theil ziemlich gut. Gottlieb lernte Griechisch und Latein; er trieb auch mit ziemlichem Eifer die französische Sprache, Geographie und Geschichte, aber gerade in demjenigen, was ihm als Kaufmann am nöthigsten war, im Rechnen und Schreiben, war er außerordentlich nachlässig; er glaubte, er wisse

schon so viel er brauchte, gab sich daher wenig Mühe, und wendete die Zeit, welche ihm seine andern Studien übrig ließen, im Sommer lieber zum Baden, im Winter zum Schlittschuhfahren an. Die Folgen seines Leichtsinnes waren, daß er in seinem vierzehnten Jahr noch keinen erträglichen deutschen Aufsaz, nicht einmal einen guten Brief, zu schreiben wußte. Alle seine Arbeiten waren flüchtig, ohne Zusammenhang, ohne Wahl im Ausdruck, ohne feine und angenehme Wendungen. Er suchte sie nur schnell zu Papier zu bringen, um nachher ungestört seinem Vergnügen nachgehen zu können, unbekümmert was man davon denken würde. Oefters machte er daher seine Lehrer so unwillig, daß sie ihm seine Hefte vor die Füße warfen, und sie nicht korrigiren wollten. Seine Verwandten vereinigten sich mit den Schullehrern, und stellten ihm vor, wie wichtig es sei, daß ein künftiger Kaufmann sich frühzeitig auf eine gefällige Art schriftlich ausdrücken lernte. Um ihm sein Bemühen zu erleichtern, verschafften sie ihm gute Briefsammlungen, ließen ihn daraus vorlesen, und ihn die besten Aufsätze abschreiben; nichts aber fruchtete; Gottliebs Styl blieb läppisch, schlecht und herzlos.

Indeß nahete der Augenblick heran, wo Gottlieb seine Lehrjahre antreten sollte. In einem der angesehensten Handlungshäuser zu Augsburg wurde eine Stelle leer,

und sogleich beschloß Herr Lindner sich um dieselbe für seinen Sohn Gottlieb zu bewerben. Er ging in dieser Absicht unverzüglich in Begleitung seines zweiten Sohns Theodor, zu Herrn Plümike, dem Eigenthümer jener Handlung, und bot ihm seinen Gottlieb an.

Herr Plümike nahm ihn freundlich auf; die Stelle, sprach er, ist noch nicht vergeben, und wenn Ihr Sohn die erforderlichen Eigenschaften hat, so gönne ich sie ihm vor allen andern. Aber das sage ich Ihnen, arbeiten müssen bei mir die jungen Leute, und zwar verlange ich gute Arbeit. Dagegen werden sie aber auch gehalten wie meine eigenen Kinder, nichts geht ihnen ab, und wenn sie sich vor andern durch ihre Brauchbarkeit auszeichnen, so zeichne ich sie auch hinwiederum durch Belohnungen aus; und wenn ihre Lehrjahre herum sind, behalte ich sie entweder selbst, oder ich verschaffe ihnen eine andere vorzügliche Stelle bei einem meiner Freunde. Meine Handlung, wie sie wissen, geht ins Große; ich brauche keine Lehrlinge zum Säcke kleben und auswiegen; aber ich muß tüchtige Leute zum Buch führen und zu meiner ausgebreiteten Korrespondenz haben. Es fragt sich also vor allen Dingen, ob Ihr Gottlieb eine schöne Hand und einen guten Brief schreibt; ob er dabei ein fertiger Rechner ist, und sich auch in den lebenden Sprachen gut auszudrücken weiß.

„Er kann ja, wenn Sie es wünschen, selbst an Sie schreiben, sprach Herr Lindner. Sie wissen, er ist auf der Schule zu N***"

Bester Herr Lindner, sprach der Kaufmann, durch solche Briefe bin ich schon öfters außerordentlich hintergangen worden. Erst vergangenes Jahr trug sich mir in einer allerliebsten französischen Zuschrift ein junger Mensch zur auswärtigen Korrespondenz an, der, als ich ihn kommen ließ, nicht im Stande war, den gemeinsten Handlungsbrief zu schreiben. Solchen Proben traue ich also nicht mehr; wenn Sie mir aber ein Paar schon früher erhaltene Briefe Ihres Gottliebs an Sie oder an seine anderen Verwandten vorzeigen könnten, so ließe sich vielleicht eher etwas daraus nehmen.

Ei, wenn das ist, sagte Theodor, der bisher still zugehört hatte, so kann ich sogleich mit einem aufwarten. Ich habe den lezten Brief von meinem Gottlieb noch in der Tasche.

Bravo, sprach Herr Plümike, lassen Sie sehen, mein lieber kleiner Mann, und dabei kneipte er freundlich Theodor in die Backe; es sollte mir angenehm seyn, wenn Ihr Bruder auch ein so liebes offenes Gesicht hätte, wie Sie.

Theodor reichte lächelnd den Brief hin und Herr Plümike las daraus folgendes:

Mein lieber Theodor!

Bei uns befindet sich bis jezt noch alles gut. Neulich war Weihnachten, das war dir ein Jubel. Ich bekam eine seidene Weste und Aepfeln, Lebkuchen. Bei Madam Löser bekam ich auch einen Leckkuchen und Aepfeln. Die Lotte bekam zwei Röcke, ein paar feine Strimpfe und die Jule ein seitenes Halstuch. Bei uns ist es diesen Winder sehr kalt. Ich kann schon so ziemlich Schlittschuh fahren, und in einen Jahr kann ich es ganz. Der Fluß war dieses mal ganz gefroren, wir fuhren öfters darauf. Adie lieber Theodor. Ich bin dein gehorsamer Freund und Bruder.

Hm, Hm, sagte Herr Plümike, indem er die Achseln zuckte und den Brief nachdenkend zusammenlegte. Die Hand ist so so; ich muß Ihnen aber bekennen, daß mir der Styl und die Orthographie keinen guten Begriff von den Talenten des Schriftstellers und von seinen andern Fähigkeiten gibt; Ich sehe darin Flüchtigkeit, Leichtsinn, Unachtsamkeit, Mangel an Ueberlegung, und das sind häßliche Eigenschaften für einen Kaufmann. Wie alt ist denn Ihr Gottlieb?

Vierzehn Jahr.

Vierzehn Jahr! Ei, ei, ich muß Ihnen bekennen, daß ich schon bessere Briefe von neunjährigen Kindern gesehen habe. Wer sollte es glauben; vierzehn Jahr!

Es ist zu hoffen, erwiederte Herr Lindner, daß sich Gottliebs flüchtiger Sinn verlieren werde, wenn er mehr zur Arbeit angehalten wird, und dann wird er gewiß auch mehr Gedanken in seine Aufsätze legen und sie zusammenhängender und edler ausdrücken lernen. Auch seine Handschrift wird schöner und fester werden, denn schon jezt schreibt er viel zierlicher wenn er will.

Das ist möglich, erwiederte Herr Plümike. Die Sache ist aber für mich so wichtig, daß ich mich noch nicht gleich entschließen kann, Ihren Sohn anzunehmen. Gönnen Sie mir acht Tage Bedenkzeit, und ich will Ihnen sodann wissen lassen, ob ich ihn brauchen kann.

Herr Lindner empfahl sich mit Theodor ganz niedergeschlagen. Er sah schon im Geiste voraus, daß diese wünschenswerthe Stelle ihm entgehen würde. Wirklich wurde einige Tage darauf Herrn Plümike ein Jüngling angetragen, der bessere Proben von seinen Fähigkeiten ablegte; ihm ward daher die Stelle zu Theil, und Herr Lindner wurde mit größter Schonung abgewiesen.

Nicht besser erging es dem bekümmerten Vater mit mehreren andern Handlungen. Gottlieb wurde nach Haus berufen, und verschiedenen Kaufleuten persönlich vorgestellt. Er bewieß sich aber nicht nur als einen

schlechten Schriftsteller, sondern auch als einen seichten Rechner. In keiner großen Handlung wollte man ihn daher annehmen, und Gottlieb mußte sich am Ende gefallen lassen, der Ladenjunge eines Gewürzkrämers zu werden, bei welchem er Sonn- und Feiertage, im strengsten Winter wie im Sommer, das Auswägen besorgen und sich manche kränkende Behandlung gefallen lassen mußte, indeß der Lehrling in Herrn Plümike's Haus die Woche hindurch in dem gut gewärmten Komptoir saß, und am Sonntag seinem Vergnügen nachging.

Das schlimmste aber war, daß auch nach geendeter Lehrzeit, Gottlieb in keiner guten Handlung unterkommen konnte, weil er unter der Anleitung seines Lehrherrn wenig Gelegenheit hatte, etwas gründliches zu lernen.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

ch als einen seichten
wollte man ihn da-
h am Ende gefallen
ämers zu werden,
n strengsten Win-
besorgen und sich
ssen mußte, in-
us die Woche
saß, und am

h geendeter
unterkom-
Lehrherrn
lernen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meynier, Johann Heinrich,

Erzählungen für Kinder zur Erweckung eines feineren moralischen Gefühls und zur Bildung milderer Sitten

Nürnberg 1817

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.614
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108585-3